

# Berliner Volksblatt.

## Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

### Freisinniges.

Die vielbesprochenen 20 000 Mark für den zweiten Direktor im auswärtigen Amt sind bewilligt und die „Entscheidung“ der konservativen und nationalliberalen Staatsmänner hat nun dem behaglichen Hochgefühl des Sieges Platz gemacht. Glänzend war der Sieg mit 19 Stimmen Majorität zwar gerade nicht, allein die Sache ist nunmehr erledigt und die Demonstrationen werden aufhören. Wenn es also überflüssig ist, von der Sache selbst noch weiter zu reden, so ist es doch angebracht, auf das Verhalten Einzelner bei der Erledigung dieser Angelegenheit zurückzukommen.

Die freisinnige Partei hat sich bei dieser Frage abermals gespalten und so ziemlich dieselben Elemente, die im vorigen Jahr für das Sozialistengesetz stimmten, haben auch für die Bewilligung des zweiten Direktors votirt.

Man wird sich erinnern, daß unlängst der Abgeordnete Richter im Reichstag sich dahin äußerte, wenn in seiner Partei in Bezug auf das Sozialistengesetz wieder ein „Umfall“ vorkäme, so hätte er keine Lust, noch weiter mitzugehen. Damit sollte offenbar ein Druck auf die dissentirenden Mitglieder der Partei ausgeübt werden, um für solche und ähnliche Gelegenheiten wieder eine Einheitsfront der Abstimmungen zu erzwingen. Dieser energische Appell, der einer Drohung ganz und gar ähnlich sieht, scheint so noch nicht gefruchtet zu haben. Herr Richter hat seine Macht überschätzt. Die Trennung der rechten und linken Seite innerhalb der freisinnigen Partei ist tiefgehender, als man es auf den ersten Blick glauben könnte. Die Klüfte ist kaum mehr zu überbrücken.

Es läßt sich auch denken, daß die einseitigen Nationalliberalen, die sich in der freisinnigen Partei befinden, vielfach mit laum zu unterdrückender Sehnsucht nach jenen „Fleischbrot und Ägypten“ zurückblicken, denen sie einst so nahe gerückt waren, daß sie laum noch die Hand auszustrecken nötig zu haben glaubten, um die „Fleischbrot“ zu erhalten. Allein es war eine fata Morgana; das trügerische Bild wich lödend in weite Ferne zurück. Man muß sagen, daß Herr Damberger und die ihm ähnlich sind, sich in die Rolle liberaler Oppositionsmänner wieder hineingefunden haben; sie sind mißvergünstigt und geben diesem Mißvergünstigen in Reden und Abstimmungen unverholten Ausdruck. Sie glauben offenbar für die früher geleisteten Dienste nicht den Dank und die Anerkennung gefunden zu haben, die sie erwarteten.

Ganz anders liegt die Sache bei jenem Theil der ehemaligen Nationalliberalen, die sich heute „freisinnig“ nennen, an deren Spitze Herr von Fockenberg

marschirt. Diese Herren scheinen den Traum an Macht und Herrschaft, den sie einst geträumt, nicht vergessen zu können. Sie blicken wohl mit geheimem Mißbehagen nach den nationalliberalen, nunmehr feindlichen Brüdern, die so geschickt „einzulenken“ verstanden haben. Ja, Heinrich IV. war sicherlich ein kluger Mann, als er meinte, Paris sei eine Messe werth und zum Katholizismus übertrat. Nun, wenn das Urtheil der Geschichte und der Zeitgenossen wie der Nachkommen gleichgiltig ist, der mag dem Beispiele Heinrichs IV. folgen, wie es die Heidelberger Nationalliberalen thun und wie es ihre heute freisinnigen Freunde von ehemals gerne thun möchten. Nur ist die Sache die, daß man dabei auch Glück haben muß, was Heinrich IV. offenbar gehabt hat.

Aus der Haltung der freisinnigen Partei am Mittwoch geht abermals hervor, daß die aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzte freisinnige Partei sich auf die Dauer nicht wird zusammenhalten lassen. Die Besorgnis, daß die Zukunft dies bringen werde, leuchtet auch aus den Artikeln hervor, in denen die freisinnigen Blätter die Abstimmung vom Mittwoch besprechen.

In der That haben die dissentirenden Mitglieder der freisinnigen Partei recht nationalliberale Eigenschaften an den Tag gelegt. Man bedenke, daß seit nun zwei und einhalb Monaten der ganze Apparat der konservativen, nationalliberalen und offiziellen Presse gegen die Majorität vom 15. Dezember gespielt hat. Die Volkvertreter wurden mit den größten Schmähungen belegt und ihnen sogar gesagt, sie verdienen den Strick. Die Kundgebungen der Entrüstungsverfassungen bewegten sich theilweise auf einem Niveau, daß man sich ganz erstaunt fragen mußte: Wohin sind wir denn in Deutschland gerathen? Dem gegenüber haben die am Mittwoch mit Ja stimmenden Freisinnigen eine wahrhaft großartige Demuth an den Tag gelegt. Sie scheinen gewisse biblische Vorschriften sehr streng zu befolgen, denn sie haben nach dem Schlag auf die eine Wange vertrauensvoll auch die andere dargeboten.

Nun, Jeder nach seinem Geschmack. Wir haben die Sache nie für besonders wichtig gehalten und es mußte schon ein waderer Schwabe, Herr von Böttwarth, sein, der einen „Staatsstreik“ in Aussicht stellen konnte, wenn die 20 000 Mark verweigert werden sollten.

Daß aber auch diese Affaire dazu beitragen konnte, wieder ein Blatt aus dem so sehr verwehten Lorbeerfranze der freisinnigen Partei zu reißten, das zeigt, wie schnell es mit dieser Partei abwärts geht.

### Politische Uebersicht.

Aus dem Reichstage. Die Zollkommission des Reichstages hat gestern Abend in 3/4stündiger Sitzung die von der Regierung vorgeschlageneollerhöhung auf „Nähfäden“ berathen. Der Referent Abg. Pöhren beantragte Annahme der Erhöhung, indem er die Nähfäden-Industrie als nothleidend und daher des Schutzes dringend bedürftig bezeichnete. Der Korreferent Abg. Singer dagegen führte aus, daß eine Industrie, die es ermöglche, 8-10 p C t jährlich Dividende an die Aktionäre zu vertheilen, nicht nothleidend genannt werden kann. Der Umstand ferner, daß unsere Ausfuhr bedeutend höher ist, als die Einfuhr dieses Artikels, bewiese hinreichend, daß die Nähfäden-Fabrikation unter den heutigen Verhältnissen vollkommen konkurrenzfähig sei. Mehr aber als diese Gründe spräche für die Ablehnung der Vorlage die Thatsache, daß die geplanteollerhöhung einzig und allein von den Näherinnen getragen werden müsse, die in ihrem Gewerbe schon schlecht genug gestellt, durchaus nicht in der Lage seien, den Zoll zu Gunsten weniger Fabriken zu übernehmen. Dazu käme noch, daß die Holzrollen, auf denen die Nähfäden sich befinden und welche mitverzoilt werden müssen, fast die Hälfte des Gewichtes ausmachen und daher schon jetzt unter der Bezeichnung „Nähfäden“ werthloses Holz versteuert, und dadurch das eigentliche Material zum doppelten Sage bezahlt wird. Der Redner, welcher sich auf Petitionen der Berliner und Münchener Näherinnen berufen konnte, beantragte die Ablehnung der Regierungsvorlage. Nach eingehender Debatte, in welcher sich die Vertreter aller Parteien beteiligten, wurde der Antrag des Abg. Singer, die Regierungsvorlage abzulehnen, mit 12 gegen 7 Stimmen angenommen und somit in erster Lesung die drohende Gefahr, daß Nähmaterial erheblich zu vertheuern, beseitigt.

„Abgepaart“. Was mag dies Wort bedeuten, welches wir hier an die Spitze einer politischen Notiz stellen. Wir wollen dasselbe hier erklären; es wird vielfach im Parlament gebraucht. Wenn nämlich wichtige Abstimmungen in Aussicht stehen und besonders, wenn es bekannt ist, daß dieselben namentliche werden sollen, so verpflichten sich Abgeordnete gegenüberstehender Parteien, die aus irgend welchen Gründen nicht in die betreffende Sitzung kommen können, gegenseitig, unter keinen Umständen an der Abstimmung Theil zu nehmen, so daß hierdurch eben so viele Stimmen für einen Antrag fehlen, als Stimmen gegen den Antrag. Dadurch wird dasselbe Verhältniß bei der Abstimmung gewahrt, als wenn jene Abgeordneten an der Abstimmung Theil genommen hätten. Eine solche „Abpaarung“ fand auch bei der jüngsten Abstimmung über die Getreidezölle statt. So haben sich die konservativen Abgeordneten v. Kleist-Arcow und v. Köller mit den sozialdemokratischen Abgeordneten Krüder und Geiser abgepaart — die erstgenannten beiden Herren wärden bei ihrer Anwesenheit mit Ja, die letztgenannten Herren mit Nein gestimmt haben. Auch noch zwei andere Sozialdemokraten haben sich mit Centrum- und konservativen Abgeordneten abgepaart, unter denen der Abg. Kayser sich befand.

sie mit wahrhaft gierigem Blick hinter demselben hervor. Jede Faser war angespannt, damit sie auch nicht ein Wort verliere von dem, was Rodenburg sprach.

Amberg zitterte und mußte sich an der Lehne des Stuhles halten, hinter welchem er stand, um sich aufrecht zu erhalten.

Der Kranke stochte und holte Athem. Nach einer Pause fuhr er fort:

„... setze ich den Prediger Paul Amberg in Neustadt ein.“

Ein tiefer Seufzer der Erleichterung ward gehört.

„... den Prediger Paul Amberg in Neustadt ein,“ wiederholte der Notar. „... Noch ein Zusatz?“

„Noch ein Zusatz — mit der Bestimmung, daß Herr Prediger Amberg seiner Richte Emmy für die treuen Dienste, die sie mir geleistet, den fünften Theil des Baarvermögens verschreibt, und ihr die Summe auszahlt am Tage ihrer Vermählung, bis dahin aber die Summe mit fünf Prozent verzinst; ferner die treuen Dienste meiner Leute angemessen belohnt.“

„Charlotte soll so viel erhalten, daß sie ein eigenes Haus am Orte bewohnen und bis in ihr Alter sorgenfrei leben kann.“

„Für Ehrlich soll ein Kapital angelegt werden, das ihm eine Rente von jährlich dreihundert Thalern bis an sein Lebensende sichert.“

„D, mein theurer Freund,“ unterbrach Amberg den Erblasser, „ich bewundere Ihre Großmuth; wie Sie an Alle denken, auch diejenigen, welche Ihnen nicht nahe stehen. Die Großmuth ist eine herrliche Eigenschaft, doch kann man gar leicht zu weit darin gehen.“

Rodenburg schüttelte den Kopf.

„Es ist mein Wille, Herr Amberg. ... Noch eins: Ein Legat von fünftausend Thalern setze ich aus, um Kindern unbemittelter Eltern freien Unterricht und freie Lehrmittel zu gewähren.“

„Noch eins: Eine Summe von zehntausend Thalern.“

„Um Himmelswillen, theurer Freund, Sie gehen wirklich zu weit in Ihrer Großmuth!“ unterbrach ihn Amberg,

### Ferulleton.

### Gesucht und gefunden.

Roman von Dr. Duz.

(Fortsetzung.)

„Bohl dem Manne, der sein Haus bestellt, ehe er von hinnen fährt,“ schaltete Amberg salbungsvoll ein.

„Ich schob es so lange auf, nicht weil ich meinen Entschluß, Euch, meine Lieben, die einzig mir treu gebliebenen Freunde, zu belohnen, geändert hätte, sondern weil ich immer noch hoffte, daß meine Verwandten sich mir nähern würden, daß sie den Sterbenden aufsuchten und ihm den Trost gewähren würden, mit ihnen ausgeföhnt die Schwelle des Jenseits überschreiten zu dürfen.“

„Sie haben gegen Ihre Verwandte gehandelt wie ein achter Christ, und es wird Ihnen als ein hohes Verdienst angerechnet werden, daß sie die hilfreiche Hand so oft schenkte und immer wieder reicheten, wenn sie auch schände und undankbar zurückgewiesen wurde,“ erklärte Amberg.

„Das Alles habe ich mir auch gesagt. Es ist mir ein Trost in meiner letzten Stunde, daß Sie mir das wiederholen. ... Sprechen Sie in diesem Augenblick nicht als Freund, nicht als einer von Denjenigen, welchen ich mein Erbe zu hinterlassen gedenke, sprechen Sie als Priester nach Ihrer innersten Ueberzeugung, nach Ihrem Gewissen: darf ich die Kinder meines Bruders erben?“

„Mein Freund! Obler, hochherziger Mann, der noch in der Stunde des Todes glühende Kohlen auf das Haupt seiner Feinde zu sammeln sucht,“ antwortete Amberg mit einer begeisterten Geberde: „ja Sie durften es, und wenn Sie auch nicht so oft die Hand zur Veröhnung gereicht hätten. ... Ich habe nie verlangt, an Ihrem Erbe Theil zu nehmen, und verlange es auch jetzt nicht; ich fordere keinen Lohn für meine Freundschaft. Es wäre eine schlechte Freundschaft, welche Lohn forderte. Ich stehe hier zur Seite eines Sterbenden, und so sage ich Ihnen: Ja, Sie dürfen es, Sie müssen es, denn es hieße die Bosheit und

die Niedertracht triumphiren lassen, wenn Sie Ihre Verwandten nach Allem, was Sie erfahren haben, noch berücksichtigen wollten.“

„Nach dem Ausspruch meines Arztes, der diesen Morgen hier war,“ fuhr Rodenburg fort, dessen Stimme immer schwächer wurde, „sind meine Tage gezählt. Vielleicht hat er mir nicht ganz die Wahrheit gesagt. Auf Euren Gesichtern lese ich, daß selbst meine Stunden schon gezählt sind. Lassen Sie einen Notar holen; noch heute will ich mein Testament machen.“

„Ich habe vorausgesehen, mein theurer Freund, daß Sie das Bedürfnis fühlen würden, vor dem Hinscheiden Ihr Haus zu bestellen, und wie ich stets gesorgt habe, daß auch der leiseste Ihrer Wünsche erfüllt werde, und zwar oft, noch bevor er ausgesprochen wurde, so habe ich denn auch Sorge getragen, daß bereits ein Notar hier im Schloße wartet. Wenn Sie wollen, verehrter Freund ...“

„Lassen Sie ihn rufen,“ unterbrach ihn Rodenburg.

Es bedurfte nicht der Aufforderung Amberg's. Emmy war bereits aufgesprungen, und in eins der anstoßenden Zimmer geeilt, wo der Notar bereits mit dem ganzen nötigen Apparat an Schreibmaterial, Siegelack und Petschaft des Rufes harrte. Der Notar nahm an dem Tische, neben welchem Rodenburg saß, Platz.

Emmy kniete wieder neben dem Kranken und begann von Neuem zu schluchzen. Aber sie mäsigte das Ueberwallen ihrer Gefühle so weit, daß der Kranke von ihnen Allen genau verstanden werden konnte. Die Einleitung war geschrieben.

„Ich Endesunterschneter — und so weiter — erkläre hiermit in Gegenwart der und der Zeugen — und so weiter und so weiter —

Nun kam der Inhalt:

„Zum Erben meines gesammten Vermögens, der Immobilien, so wie der baaren Kapitalien, über deren Höhe und Verwendungen die in meinem Schreibtisch aufbewahrten Bücher Aufschluß geben, setze ich ...“

Eine athemlose Stille trat ein. Emmy schluchzte nicht. Sie hielt zwar das Taschentuch vor den Augen, doch schielte

Der Abg. Kuer lag krank in Schwerin darnieder. Aber auch in den übrigen Parteien fanden Abpaarungen statt, so daß vielfach die Vorwürfe in der Presse, die fehlenden Abgeordneten oder einzelnen Parteien gemacht worden, entweder falsch oder doch sehr übertrieben sind.

**Zur Währungsfrage.** Eine Reihe hiesiger Zeitungen brachten gestern Abend folgende, anscheinend aus einer gemeinsamen Quelle, dem offiziellen Telegraphen-Bureau, stammende auffallende Mittheilung, welche also lautet: „Der Bundesrath wird morgen über die Petitionen betreffend die Einführung der Doppelwährung Beschluß fassen.“ Die „Voss. Zig.“ bemerkt dazu: „So eilig scheint der Bundesrath es doch nicht mit der von agrarischer Seite geplanten Münzverschlechterung zu haben. Nach unseren Informationen wird der Bundesrath heute lediglich über die geschäftliche Behandlung der in Rede stehenden Petitionen Beschluß fassen, und zwar vornehmlich dahin, daß er dieselben den Ausschüssen zu weiterer Erörterung übergibt. Es ist charakteristisch, daß das offizielle Telegraphen-Bureau die Hand dazu bietet, solche halb falsche Nachrichten, die nur zur Erschütterung des Vertrauens in die Festigkeit der deutschen Münzverfassung dienen können, nach allen Richtungen der Windrose zu verbreiten.“

Die schon oft genannte Steuerreformvorlage der preussischen Regierung soll nach einer offiziellen Mittheilung seit geraumer Zeit fertig gestellt sein, indessen habe man von der Einbringung derselben bisher abgesehen, weil maßgebende Parteiführer, voran die Konservativen, sich entschieden gegen jede weitere Aufhebung von Klassensteuerebenen erklärt haben. — Das klingt sonderbar! Die Regierung pflegt sich doch sonst nicht durch die Ansichten etwaiger Parteiführer von dem Einbringen von Vorlagen abhalten zu lassen.

Die königlichen Eisenbahndirektionen sollten nach einer Notiz des „Frankf. Journals“ vom Minister für öffentliche Arbeiten die Anweisung erhalten haben, „alle noch nicht 21 Jahre alten Arbeiter, welche in irgend einem Dienstzweige eine Beschäftigung haben, die mit dem Betriebsdienste zusammenhänge bezw. bei welcher Unglücksfälle herbeigeführt werden könnten, aus diesen Stellen zu entfernen und künftig hin nicht zu verwenden.“ — Wir sind in der Lage, sagt die „N. A. Z.“, aus bester Quelle mitzutheilen, daß eine derartige oder eine ähnliche Anordnung nicht ergangen ist, somit jene Mittheilung der thatsächlichen Begründung entbehrt.

**Ueber die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ in Ostafrika** und die in Aussicht stehende „Angra Bequena-Kompagnie“ wird dem „Hamb. Korresp.“ aus Berlin mitgetheilt: „Da die Gesellschaft Antheilsgewinne zu 50 M. ausbeißt, so kann nunmehr jeder auch in mäßigen Verhältnissen lebende Deutsche afrikanischer Grundbesitzer werden. Bei der Bildung der früher erwähnten Angra Bequena-Kompagnie sollen, wie man hört, schon höhere Ansprüche gemacht werden, da zur Beschaffung des Kapitals von 1 Million Mark Zeichnungen in Beträgen von je 1000 Mark angenommen werden sollen. Zur Betheiligung soll, sobald dieerwähnten Anträge bereitgestellt sind, durch öffentliche Bekanntmachung aufgefördert werden. Die Reichsregierung hat die Ertheilung eines kaiserlichen Schutzbriefes für die Kompagnie zugesagt. Herr Lüderig berechnet die Kosten für Erwerbung des Gebiets u. s. w. auf weit über eine halbe Million. Falls eine Einigung zu Stande kommt, müßte demnach das Kapital der Kompagnie um den entsprechenden Betrag erhöht werden. Daß die erforderlichen Summen zur Konstitution der Kompagnie in kurzer Zeit beschafft werden würden, kann bei dem Nimbus der diese erste deutsche Kolonie in Afrika umgibt, nicht bezweifelt werden, obgleich selbstverständlich Niemand sich betheiligen kann, der auf eine sofortige und feste Vergütung des Anlagekapitals angewiesen ist. Ursprünglich scheint sogar der Gedanke in Erwägung gezogen worden zu sein, die zur Ausbeutung des Gebiets erforderliche Summe aus Reichsmitteln zu beschaffen, aber die inzwischen gemachten Erfahrungen haben diesen Gedanken völlig in den Hintergrund treten lassen.“ — Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß es für das Publikum gilt, die Augen offen zu halten. Es klingt fast wie Zukunftsmusik, wenn man liest — daß jeder in „mäßigen“ Verhältnissen lebende Deutsche Aussicht hat, nach Anzahlung von 50 Mark afrikanischer Grundbesitzer zu werden. Wann ist freilich nicht gesagt und auch nicht wieviel noch außer den 50 Mark zu zahlen ist. Die Gesellschaft hat das Land freilich nahezu geschenkt erhalten, aber man vergesse doch nicht, daß das Land eben afrikanisches Land ist, daß es Jahre der größten Anstrengungen bedarf, um nur die notwendigsten Einrichtungen für etwaige anzulegende Kolonien zu schaffen; vorausgesetzt, daß das Land sich überhaupt zu solchen Zwecken eignet. Es liest sich ja sehr schön in Büchern über Afrika, namentlich dann, wenn der Schriftsteller — wie dies leider öftlich — seiner Phantasie freien Spielraum gelassen hat. Aber zwischen Schilderung und Wirklichkeit ist ein großer Unterschied. Unter schönen Bäumen und herrlichen Sträuchern niest häufiges Ungeheuer, an den Flüssen und Seen giebt es außer Milliarden von Stechmücken, die den Europäer wahrhaftig

machen können, noch die von Fieberdünsten geschwängerte Luft. Und in den Holzbaracken — denn nur solche kann sich der Kolonist erbauen, das heißt wenn er Bretter hat — findet selbst der ärmste Landmann kein erfreuliches Heim. Wer noch in Deutschland unter „mäßigen“ Verhältnissen leben kann, der wird nicht danach lechzen, unter ungebildeten, theils noch auf viehischer Stufe stehenden Negern sein Leben zubringen. Dem Armen muß aber auch die Einzahlung von 50 Mark nicht. Denn selbst wenn ihm für diese geringe Summe Land in Afrika angewiesen würde, so müßte er für Reiseloften, Lebensmittel auf mindestens ein Jahr, Ackergeräthschaften und sonstige Ausgaben noch mindestens die Summe von 1500 Mark zur Verfügung haben; ist dieses nicht der Fall, so ist seine Existenzsicherheit ganz in Frage gestellt. Wir halten es für unsere Pflicht, übermäßigen Verlockungen zur Auswanderung nach Afrika entgegenzutreten, und namentlich rathen wir jedem, erst gründlich mit sich zu Rathe zu geben, bevor er die gewünschten 50 M. in die Kasse einer afrikanischen Gesellschaft zahlt.

**Afrikanisches.** Die „Zagl. Rundschau“ veröffentlicht eine Erklärung des Ausschusses der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“, welche sich auf das Zustandekommen von Verträgen mit den Häuptlingen resp. Sultanen freier Völkerstämme in Ostafrika, sowie auf die Entwicklung des Unternehmens im Allgemeinen bezieht. Wir entnehmen diesem Schriftstück folgendes: Der Ausschuss der Gesellschaft für deutsche Kolonisation entsandte im September vorigen Jahres eine Expedition nach Ostafrika zum Ankauf von Land für Kolonisationszwecke. Insbesondere war die Landschaft Usagura westlich von der Insel Zanzibar als Ziel bestimmt. Der Chef dieser Expedition mit unbeschränkter Vollmacht war Herr Dr. Carl Peters. Derselbe erreichte am 4. November 1884 Zanzibar und ruhr mit äußerster Einschränkung der Ausrüstung schon am 10. November zum Kontinente von Afrika hinüber. Dort hat Herr Dr. Carl Peters unter Mitwirkung seiner beiden Gefährten im Namen der Gesellschaft für deutsche Kolonisation durch 12 bündige und völlig rechtsgültige Verträge mit 10 unabhängigen Sultanen die Landschaften Utegha (mit Ausnahme derjenigen Küstenpunkte, welche dem Sultan von Zanzibar gehören), Nguru, Usagara und Umani, im Ganzen etwa ein Gebiet von etwa 2500 Quadratmeilen, mit allen Privat- und Hoheitsrechten für ewige Zeiten erworben. — Höchst interessant nimmt sich unter den abgeschlossenen Verträgen der Vertrag mit dem Sultan von Nguru aus, derselbe lautet folgendermaßen: Masungu Biniani, Herr von Quatunge Quamiani u. s. w., Sultan von Nguru, tritt hiermit durch sein Handzeichen und unter Zuziehung der mitunterschiedenen Zeugen das ihm widerspruchslos als alleinigen Souverän gehörige Land Quamiani, Quatunge in Nguru mit allen ihm widerspruchslos und unbestritten gehörigen Rechten für ewige Zeiten und zu völlig freier Verfügung an Herrn Dr. Peters als dem Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Utegha, ab. Die Rechte, welche mit dieser Abtretung auf Herrn Dr. Carl Peters als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Utegha, übergeben sind die dem Sultan von Nguru einzeln und mündlich dargelegten Rechte, welche nach den Begriffen des deutschen Staatsrechtes die Staatshoheit, sowie den privatrechtlichen Besitz des Landes bedeuten; unter Anderem: das Recht, überall, wo es Herrn Dr. Carl Peters oder der von ihm vertretenen Gesellschaft für deutsche Kolonisation gefällt, Farmen, Häuser, Straßen, Bergwerke u. s. w. anzulegen; das alleinige Recht, Grund und Boden, Forsten und Flüsse u. s. w. in jeder ihm beliebigen Weise auszunutzen; das alleinige Recht, Kolonisten in das Land zu führen, eigene Justiz und Verwaltung einzurichten, Sölle und Steuern aufzulegen. Dafür übernimmt die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Utegha, und verspricht durch ihren Vertreter Dr. Carl Peters, den Sultan Masungu Biniani und sein Volk zu schützen gegen Jedermann, so weit es in ihren Kräften steht, sein ihm privatrechtlich reservirtes Eigenthum als solches zu respektiren und ihm außer den am heutigen Tage übermittelten Geschenken eine jährliche, mündlich vereinbarte Rente, in Vieh und Handelsartikeln zahlbar, zu gewähren. Dieser Vertrag ist unter den in Nguru üblichen Rechtsformen und nachdem Herr Dr. Carl Peters mit dem Sultan Masungu Biniani Blutbrüderschaft gemacht hatte unter Zuziehung rechtsgültiger Zeugen, als für ewige Zeiten giltig und beide Theile ohne Widerruf bindend, am 23. November Eintausend achthundert und vierundachtzig in Quamiani abgeschlossen und von beiden Theilen durch bindende Unterschrift gezeichnet worden, nachdem er dem Sultan Masungu Biniani durch den Dolmetscher Kamassan sachgemäß und wortgetreu mitgetheilt war. — Es folgen nun die Unterschriften. Sr. Majestät der Sultan mit dem langen Namen ist des Schreibens unkundig und hat sich mit einem Kreuz begnügt. — Ein zweiter Vertrag, abgeschlossen in der Stadt Kwindokantani, sichert der Gesellschaft noch größere Rechte, sogar das Recht über den Sultan und sein Volk die Herrschaft auszuüben auf „ewige Zeiten.“ Ob der Sultan den Begriff „ewige Zeiten“ auch richtig aufzufassen vermag, darüber dürften die Ansichten verschieden ausfallen.

Verwandte gehalten, respektirt und gepflegt werden, und außerdem eine Rente von tausend Thalern erhalten.“

„Das heißt wahrlich fürklich geforgt für Personen, die sich nicht um Einen gekümmert haben,“ meinte Emmy schnippisch.

„Ich hoffe, nun ist's zu Ende, und wir können unterschreiben,“ nahm Amberg das Wort.

„Jetzt bin ich zu Ende,“ erklärte Rodenburg. „Den Schlüssel zu meinem Vulte finden Sie unter diesem Rissen.“ — Sobald ich die Augen geschlossen, nehmen Sie, Herr Amberg, diesen Schlüssel an sich. Sie und der Herr Notar mögen die Inventur aufnehmen, und Sie ernenne ich zu Vollstrecker meines Testaments. . . Das ist Alles, was ich zu sagen habe, nur eins möchte ich noch hinzufügen. „Sollte Lucie . . .“

„D, Lucie bedarf Ihrer nicht,“ unterbrach ihn Amberg. „Sie haben wohl gehört, daß Brand, ihr Mann, in glänzenden Verhältnissen lebt; sie hat sich ja ihren Antheil selber antizipirt.“

„Das fehlte auch noch, daß Lucie, welche Sie so schändlich hintergangen, in Ihrem Testament bedacht wird,“ fügte Emmy hinzu. „Sie, welche weiß, daß Sie todtkrank sind, und sich nicht um Sie kümmert.“

„Sollte Lucie später einmal bereuen,“ fuhr der Kranke unbeirrt fort, „so will ich noch im Grabe ihr verzeihen, und ordne deshalb an, daß, wenn sie meinem Universal-erben, Herrn Prediger Amberg, ihre Neue ausspricht, dieser ihr einen Erbtheilsantheil von ebenfalls fünfundsechzigtausend Thalern unverkürzt auszahlt.“

Amberg sank mit einem Schreckensruf auf einen Stuhl. Er wachte sich den Schweiß von der Stirn. Die Worte des Unwillens und des Vorwurfs, die er auf der Zunge hatte, brängte er zurück.

Noch rechtzeitig bedachte er, daß Lucie sich wahrscheinlich niemals vor ihm demüthigen, und reuig eine Schuld belennen werde, die sie niemals begangen. Er kannte auch Lucie so weit, daß dieselbe, um die fünfundsechzigtausend Thaler zu erhalten, sich zu einer so unwürdigen Handlung, eine Schuld zu belennen, wo sie unschuldig war, und

## Amerika.

Ein historisches Ereigniß fand gestern in den Vereinigten Staaten statt, Grover Cleveland hat als Präsident seinen Einzug in das sogenannte weiße Haus zu Washington gehalten. Nachdem die republikanische Partei 24 Jahre lang im Weißen Hause geherrscht hat, sieht jetzt wieder ein Vertreter der demokratischen Partei in dasselbe ein und es ist daher leicht zu erklären, daß die siegreiche Partei der Uebernahme der Regierung durch Cleveland einen bedeutsamen feierlichen Charakter zu geben wünschte. Wie weit die Erwartungen, welche sich an den Amtsantritt des demokratischen Präsidenten knüpfen, in Erfüllung gehen werden, läßt sich natürlich noch nicht voraussagen, allein die schlimmsten Erwartungen der republikanischen Partei werden dem neuen Präsidenten doch als Warnung dienen, dem verhängnisvollen Grundgesetz von der „Deute, welche dem Sieger gehört“ eine zu große Ausdehnung zu geben. Nicht der Umstand, daß die demokratische Partei wieder an das Ruder kommt, sondern die Thatsache, daß die Korruption der republikanischen Partei entschieden von der Mehrheit des amerikanischen Volkes verurtheilt worden ist, kommt als wesentlich in Betracht. Indes läuschen sich diejenigen, welche von dem neuen Präsidenten eine gründliche Umgestaltung der Dinge erwarten. Wohl ist es ihm möglich der Amtsjäger ein bestimmtes Ziel zu setzen, aber die schriftliche Richtschnur wird auch Cleveland nicht befehlen. Dazu sind Mittel erforderlich, die der demokratische Präsident nicht ergreifen wird und als einzelne Person auch nicht kann, und daher werden nach wie vor wirtschaftliche Krisen und Korruption in Amerika zu verzeichnen sein.

## Kommunales.

Die Baudeputation Abtheilung II hat angeordnet, daß sobald als möglich Fußgänger-Brücke zu beiden Seiten der Dranienbrücke, deren mittleres Klappenpaar zugleich umgebaut wird, hergestellt werden sollen. Zugleich werden Fußgängerstege zu beiden Seiten der Kottbuser-Brücke angelegt werden. Die Kosten dieser für den Fußgänger-Verkehr wichtigen Anlagen trägt die Große Berliner Verkehrsbahn-Gesellschaft.

Der Gemeindevorstand der Dankeskirche auf dem Wedding-Platz hat beim Magistrat wegen Verwandelung des Platzes in einen Schmutzplatz petitionirt. Inzwischen kann der Magistrat diesen Platz, so lange daselbst die Wochenmärkte abgehalten werden, nicht mit gärtnerischen Anlagen versehen, erst nach Aufhebung der Wochenmärkte daselbst wird den Wünschen des Kirchenraths seitens des Magistrats entsprochen werden können.

Für die Feuerwehre fordert der Magistrat vier neue Löschzüge nach Analogie des mit Zustimmung der städtischen Behörden im Jahre 1883 beschafften Versuchslöschzuges, welcher aus einer zwispännigen Gas- und Dampfpritze, einem Wassertender und einem Geräthewagen besteht. Die Gas- und Dampfpritze ist in jedem Momente dadurch betriebsfähig, daß die Dampfmaschine durch einen auf dem Fahrgestell mitgeführten Borrath an flüssiger Kohlenäure in Betrieb gesetzt werden kann, bis sich der zum dauernden Betriebe erforderliche Dampfdruck entwickelt hat. Der Geräthewagen ist außerdem gegenwärtig auf dem Personen- und Utenliemwagen untergebrachten Geräthschaften mit einer mechanischen Vorrichtung dem Branddirektor Bitte im Verein mit dem Ingenieur D. Greiner patentirt ist, ausgerüstet. Ein derartiger Löschzug erfordert nach den Ausführungen des königlichen Polizey-Präsidenten bei größerer Löschwirkung und erhöhter Manöverbefähigkeit eine geringere Bedienungsmannschaft als ein bisheriger Zug, dagegen müssen sämtliche Mannschaften eine technische Vorbildung für den Löschdienst erhalten und höher zu löhnenden Anforderungen entsprechen. Was die finanzielle Seite der beabsichtigten Reorganisation anlangt, so stellt sich dieselbe nicht ungünstig. Während der Aufrechterhaltung der jetzigen Organisation nach Fertigstellung der noch in Aussicht genommenen Feuerwehrröten nicht eine Vermehrung der Löschgeräte, sondern auch eine entsprechende Vermehrung des jetzigen Personalbestandes eintritt, würde bei Durchführung der Reorganisation trotz der Vermehrung der Löschgeräte und der Leistungsfähigkeit derselben, eine Ersparnis im Personal-Gat eintreten, weil die Druckmannschaften überflüssig würden. — Was die Frage anlangt, ob nach gänzlicher Beseitigung der Spritzenmannschaften der Feuerwehre zum Aufstücken der Löschgeräte ausreichen, so würden nach der Meinung des Branddirektor Bitte diese Arbeiten zunächst durch die Mannschaften der Hüge ausgeführt werden müssen, was allerdings in einzelnen Fällen etwas längere Zeit, als bisher, erfordern könnte. Nur bei großen Bränden dürfte die Zahl dieser Mannschaften nicht ausreichen und auf die Annahme besonderer Arbeiter Bedacht zu nehmen sein. Da indessen solche Fälle nur außergewöhnliche seien, so dürfte hierauf ein besonderer Gewicht nicht zu legen sein.

Neue zu heucheln, wo sie nichts zu bereuen hatte, nie hervorgehen würde.

„Nun bin ich zu Ende!“ erklärte Rodenburg. Mechanisch legte der Notar die Feder bei Seite, richtete sich auf, hob das Dolomente in die Höhe und begann es mit lauter Stimme noch einmal zu lesen, wobei er athemlose Stille unter seinen Zuhörern herrschte, eine Stille, welche allein unterbrochen wurde durch Rodenburgs leisen Athem und einen Seufzer, der sich hin und wieder aus seiner Brust rang, namentlich wo er erinnert wurde an seine Verwandte, und wo er daran dachte, daß all sein Reichthum, Alles, was er erworben, nun in fremde Hände übergehen sollte.

„Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben,“ las der Notar.

„Die Zurechnungsfähigkeit des Testators bezeugen.“ Hier schrie er seinen Namen hin.

„Wollen Sie die Güte haben, den Ihrigen auch hervorgehen zu sehen?“ wandte er sich an Amberg. Derselbe ergriff mit zitternder Hand die Feder und schrieb seinen Namen.

„Und nun den Ihrigen, Herr Rodenburg.“

Der Kranke war durch die Aufregung so entkräftet, daß er nicht im Stande war, die Hand zu erheben.

„Noch einen Augenblick,“ sagte er mit matter Stimme. „Ich kann nicht! . . . Gönnt mir eine Minute Erholung.“

Während der Kranke den Kopf hintenübergebeugt, leuchtenden Athems in seinem Lehnstuhle saß — wer beschrieb die fieberhafte Aufregung, die Gier, das bangen Jittern der Erwartung derer, die Zeugen dieser Ereignisse waren!

Lauflose Stille herrschte mehrere Minuten. Amberg hielt die Feder, um sie dem Kranken zu reichen; aber immer erhob Rodenburg noch nicht seine Hand. Wie wenn noch im letzten Moment etwas dazwischen käme! Wenn Alles vergebens wäre?

D, von dieser Minute hing ja Alles ab! In dieser Minute konnte Alles gewonnen und Alles verloren werden!

der kaum noch an sich zu halten vermochte, und mit jeder neuen Summe, die der Erblasser nannte, in neuen Schrecken gerieth.

„Eine Summe von zehntausend Thalern soll hypothekarisch angelegt und die Zinsen davon an arme Kranke und arbeitsunfähige Leute vertheilt werden nach dem Ermessen des Gutsherrn und des Ortspredigers.“

Amberg schoß einen wüthenden Blick auf den Erblasser und auch auf den Notar, der wie eine Maschine das sah und Alles niederschrieb.

Der Notar sah mit zusammengekniffenen Lippen da. Er sprach nichts und sah durch seine goldene Brille Niemand an, sondern blickte starr auf das Papier, und seine Hand schrieb so mechanisch, als ob es sich um die allergeilgültigste Sache von der Welt handelte.

„Ich denke, nun sind wir bis zur Unterschrift,“ sagte Amberg, als dieser Satz niedergeschrieben war.

„Noch eins,“ sagte Rodenburg, ohne auf die Angebuld Amberg's zu achten. . . . „Eins der Kinder meines Bruders ist verschwunden, vielleicht todt, Martin Rodenburg. Sollte derselbe jemals zurückkehren, und sollte er nicht wie seine Geschwister, seinem Dadel zürnen, und aus Haß gegen ihn Verzicht leisten auf sein Erbtheil, so ist ihm dasselbe in Höhe von fünfundsechzigtausend Thalern auszusahlen.“

„Mein Gott! Herr Rodenburg,“ rief Amberg, es bleibt wahrhaftig nicht allzuviel übrig, wenn ich alle diese Summen abzwinge.“

„Es bleibt noch genug übrig,“ erwiderte Rodenburg. „D, ich bin reich, sehr reich! Sie werden zufrieden sein, Amberg. . . . Noch eins!“

„Noch eins?“ rief nun auch Emmy, die allmählich auch die Geduld verlor. „Ich wüßte nicht, was jetzt noch übrig sein sollte?“

„Cordelia Rodenburg,“ fuhr der Alte fort, „ist eine entfernte Verwandte von mir; es gebührt sich, daß ich auch ihrer gedenke. Sie soll, wenn sie einmal durchs Alter oder Umstände genüthigt ist, ihr Pensionat aufzugeben, hier im Schlosse wohnen. Es sind ihr so viel Zimmer zur Disposition zu stellen, als sie beanprucht. Sie soll wie meine

Heber im letzten Herr Dr. Geschichte interessante Zeitungen gebens. Ein Knab Solallistisch einer Woch wick, aber ur Zeit bei den Rodenschä 1782 herau Bürger, wö nicht lange si aber u schritten handten, g für die E Neben diei jmer Zeit von privat von diesen denen man Nun führte Auch noch onständig stalt für u glaubten, schichte des 1798. Gel der Lärmfä Königa v mit 17 Jahren 17 Helebenden sser der manen der wagt die P der Winter eine popul diese ungbanl ingel.“ heilung di von Verti Boche ein schiden e händen e Camera o netti de I war dies e Heilte die den Gesun leuchtungs ersichen ei durchaus 345 während d Die dem zu Export- den Hand mehrere ar ebenfalls doß nicht auswärtsig wie als au numenten V wautes V derwerthig billige An wertes be fürerliche Kuraturrea rein gebalt emelnel von wird führung di führten, r werden. schast sich sieren in legere un Die Gespräch Am und die e Stimme Doc schen Wi Schr Koch hat Eben wo der Kran den neben Die des Nam gelang es Der Der helmi. „Zu Weib bil Ich dank würig.“ Er i Wehr b diese no lange der Tühe la Jett entfernte „Ich wüßte nicht, was jetzt noch unblüde Er umblickte „Ich Sie der

Ueber die Rubrik "Zokales" in den Berliner Zeitungen im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts berichtete Herr Dr. Fischer in der jüngsten Sitzung des Vereins für die Geschichte Berlins. Wir entnehmen der "B. B. Z." aus dem interessanten Vortrage folgende Details: In den politischen Zeitungen jener Zeit sucht man die Rubrik "Zokales" vergebens. Dagegen entstanden neben den politischen Zeitungen eine Anzahl Wochenchriften, die zum Teil wenigstens dem Lokalstoff gewidmet waren. Die ersten Anfänge dieser Berliner Wochenchriften geben vor die Zeit Friedrichs des Großen zurück, aber eine fruchtbarere Entwicklung zeigt sich erst zur Zeit des hundertjährigen Krieges hier ebenso wie bei den politischen Zeitungen. Die erste Berliner Wochenchrift "Das Moralische Fernglas" wurde 1792 herausgegeben, 1791 folgte eine zweite: "Der Weltbürger, wöchentlich ans Licht gestellt." Beide haben jedoch nicht lange bestanden; sie sind moralische Wochenchriften. Es ist aber wohl nicht ohne Bedeutung, daß gerade die Wochenchriften, welche ernstere Interessen verfolgten, nicht lange bestanden, dagegen gerade diejenigen, welche nur der Unterhaltung dienten, gute Geschäfte machten. Die Schriften sind gerade für die Sittengeschichte jener Zeit von hoher Bedeutung. Neben diesen Wochenchriften verdienen für die Kulturgeschichte jener Zeit die Broschüren Beachtung, in denen reine persönliche und private Interessen besprochen wurden. Veder sind viele von diesen Wochenchriften auch nicht in den Bibliotheken, in denen man ihr Vorhandensein mit Recht vermuthen darf, zu finden. Man führte der Vortragende verschiedene Wochenchriften vor. Zuerst nannte er die "Lammanone", woraus mit einem großen Ansatze wöchentlich das Neue aus Berlin herausgeschossen und vertrieben werden soll. Dasselbe war eigentlich nur ein Blatt für den braunen Soldatenstand, namentlich für die Unteroffiziere, und der Anfang des Blattes war die Lebensgeschichte des Bleibens. Abgegeben von Hans Konstantin. Berlin 1798. Gedruckt bei Birnstiel. — Verwandt mit der Richtung der Lammanone sind die beiden Schriften: "Beitrag zur Geomorphologie von Berlin in beliebigen alldutschen Romanzen mit unternommenen erbaulichen Lob- und Ehrentiteln 1781" und "Charakteristik oder Gemälde aus der Geschichte Berlins für das Jahr 1784 von dem Verfasser der Berlinerischen Korrespondenz". Die Titel bezeichnen den Inhalt ziemlich genau. Ganz anderen Charakter trägt die Wochenchrift "Der Lauf der Welt oder Beschreibung der Wintertage in Berlin. 1788 bey Peitit und Schöne". Eine populäre periodische Schrift. Als der Frühling kam, trat diese Schrift natürlich ein, und es erschien von derselben auch eine andere periodische Schrift: "Galerie der Welt". — Von den Wochenchriften, welche nur der Unterhaltung dienten, erwähnte der Vortragende: "Camera obscura von Berlin". Diese Schrift erschien 1795 und 1796 jede Woche einmal für einen Groschen. Der Inhalt, so verschieden er auch ist, handelt von Vorgängen und Zuständen im Leben der Hauptstadt. So berichtete die "Camera obscura" über eine Vorstellung des Chevalier Bismarck de Merri, königlicher Hofphysiker, sehr ausführlich. Es war dies eine ähnliche Vorstellung, wie sie von Cumberland in letzter Zeit abgehalten wurden. Außer zahlreichen Aufsätzen über die "Camera obscura" auch statistische Berichte über den Gesundheitszustand in Berlin mit, und als mit dem Bestreben, die Gesundheit Berlins eine Verbesserung beabsichtigt wurde, erschien ein Aufsatz, welcher bewies, daß eine Verbesserung durchaus nötig sei, denn auf 448 Häuser Berlins kämen nur 3454 Laternen, mithin auf alle 4 Häuser eine Laterne, während Wien bei 6100 Häusern 3445 Laternen besäße.

Die Untersuchungssache wider den Bierverleger L., dem zur Last gelegt wird, unter der Bezeichnung „Nürnberg Export-Bier“ ein ganz gewöhnliches, hier gebräutes Bier in den Handel gebracht zu haben, wird wahrscheinlich noch gegen mehrere andere Bierverleger wegen Nahrungsmittelverfälschung ebenfalls ein Verfahren nach sich ziehen, da sich ergeben hat, daß nicht allein „Nürnberg Export“, sondern auch andere auswärtige Biere im Flaschenverkauf hier vertrieben werden, wie als auswärtige echte Biere empfohlen und von den Konsumenten bezogen werden, jedoch nur gewöhnliches, hier gebräutes Bier enthalten. Die Restaurateure, welche diese minderwertigen Biere führen, lassen sich lediglich durch das billige Angebot, durch die an den Flaschen befindlichen Etiquetten bestimmen, diese Bierplantagen zu unterstützen. Die königliche Staatsanwaltschaft nimmt nun an, daß die Restaurateure als Fachmänner wissen müssen, man könne wirklich kein gehaltenes echte Biere nicht so billig beziehen, wie sie von einzelnen Bierverlegern abgegeben werden. Die Folge hiervon wird sein, daß nach Abschluß der eingeleiteten Untersuchung die Restaurateure, welche die geplanten Bierarten führten, wegen Teilnahme an dem Vergehen mit angeklagt werden. Auf die Requisition der königlichen Staatsanwaltschaft ließ die Kriminalpolizei in sämtlichen 71 Polizei-Stationen in den Restaurationen, welche „echte“ Biere führten, letztere untersuchen.

g. Die Abbrucharbeiten auf dem Grundstück des ehemaligen Arbeitshauses werden jetzt flott betrieben. Der Abbruch erfolgt jetzt auf der ganzen Linie, d. h. bei sämtlichen Gebäuden, deren bekanntlich hier mehrere vorhanden sind. Das alte Baumaterial geht fort, wie warme Semmel. Von aufgeschichteten Biegelsteinen steht man auf dem großen Grundstück gar nicht. Dieselben finden immer ihren Käufer und werden sofort abgefahren. Auch die Balken sind noch sehr brauchbar und so scheint der Unternehmer bei dem Abbruch sein Geschäft zu machen.

g. Mit Ende dieses Monats verlieren die Billets der Stadt- und Ringbahn, welche mit dem Gültigkeitsvermerk für das Jahr 1884 versehen sind, ihren Wert und dürfen zur Fahrt nicht mehr benutzt werden. Da sich noch eine große Anzahl derartiger Billets im Besitze des Publikums befindet, so machen wir darauf aufmerksam, daß jene Billets gegen solche für das laufende Jahr gültige Billets bis zum 31. d. M. umgetauscht werden können, jedoch nur bei denjenigen Stationen bezw. Billets Expeditionen, bei denen die Billets seinerzeit gelöst worden sind.

Die Bestellungen der Kontrolleversammlungen der Reservisten und Landwehrleute erfolgten bisher durch Militärordonnanzen oder durch die Post. In diesem Frühjahr zum ersten Male wird eine öffentliche Aufforderung durch die Zeitungen (Intelligenzblatt?) und Anschlagtafeln stattfinden. Die Frühjahrskontrolleversammlungen finden in der Regel in der Zeit vom 1. bis 15. April statt, ein Studium der Zeitungen (welcher?) resp. Anschlagtafeln kann deshalb in Anbetracht der unangenehmen Konsequenzen, welche durch die Kontrolleentziehung entstehen können, allen Kontrollpflichtigen empfohlen werden. Wer sich der Kontrolle entzieht und seine Dienstzeit unterbricht, muß die veräumelte Dienstzeit bekanntlich nachholen, außerdem erfolgt noch eine Bestrafung im Disziplinarwege. Man sollte dann doch wenigstens die gelestenen Zeitungen zur Publikation benutzen und die politische Parteilichkeit dabei außer Acht lassen. Das wäre dem beteiligten Publikum gegenüber nicht mehr wie Pflicht!

Die Ausweisung des Journalisten Kay betreffend, wird der "B. B." von hier geschrieben: "Die bereits vor mehr als einer Woche erfolgte Anklage, daß wiederum ein im Ausland gebürtiger Journalist aus Preußen ausgewiesen sei, hat ihre Bestätigung gefunden. Diesmal trifft die Ausweisung einen Schriftsteller, dessen Thätigkeit sich ausschließlich auf das Gebiet der Politik erstreckt hatte. Aber ohne gewisse kleine Eigentümlichkeiten scheint es bei diesen politischen Verfügungen nicht abzugehen. Man erzählt sich, daß die Nachricht von der bevorstehenden neuen Ausweisung ihre Verbreitung gefunden habe durch einen Reporter, der vor wenigen Monaten selbst erst durch einen ähnlichen Polizeierlass aus Berlin entfernt worden war. Damals wurde demselben zur Last gelegt, daß er unter der Vorgabe, Beziehungen zu den Polizeibehörden zu unterhalten, falsche Nachrichten in die Welt gesetzt habe. Bestätigt sich das bereits erwähnte Gerücht, so müßte die gegen ihn erlassene Ausweisungsbefehle in aller Stille außer Kraft gesetzt und Beziehungen in der That eingetreten sein, die früher nur vorgegähelt wurden, um müßigen Kombinationen Hintergrund zu geben."

Nachdem von den Mitgliedern der Friedrichsberger Gaunerbande bis jetzt elf Personen hinter Schloß und Riegel gebracht worden, ist es immer noch nicht gelungen, eins der Häupter der Bande, den in Warschau geborenen, 27 Jahr alten jüdischen Handelsmann Hermann (auch Herschel genannt) Parisband selbst zu nehmen. Nach den Angaben eines Verhafteten befehlet der noch auf freiem Fuße befindliche Komplize Parisband seit Jahren die Diebstähle in den Provinzen zur Ausübung von Taschendiebstählen, auch benutzt er zu dieser Thätigkeit mit Vorliebe das Gedränge auf Eisenbahnhöfen. In der Ausübung seiner diebischen Fingerfertigkeit soll der Gesuchte unerreicht dastehen. Während die meisten Taschendiebe die im Gedränge Uhren stehlen, letztere von der Uhrlette abbrechen, oder auch die Kette durchschneiden, pflegt Parisband den Hügel von der Uhr abzudrehen und selbst dann mit Erfolg zu "arbeiten", wenn der Hügel an der Uhr durch Kette noch besonders befestigt ist. Es gehört hierzu eine ungewöhnliche Kraft im Daumen und Beifinger. Herr Landgerichts-rath Nisch, der die Untersuchung gegen die Gaunerbande führt, hat jetzt, nachdem alle Versuche, den erwähnten Gauner einzufangen, vergeblich gewesen, einen Steckbrief hinter ihm erlassen. Es wird vermuthet, daß Parisband sich in Berlin aufhält und in irgend einer der Polizei unbekanntem Versteck verheimlicht gehalten wird. An baarem Gelde soll es ihm nicht fehlen, da er im vorigen Jahr reichliche Beute zusammengeholt hat.

a. Gegen das gemeingefährliche geschäftliche Treiben eines Kaufmanns Otto Voedeler sind während der letzten Monate bei der Staatsanwaltschaft und bei der Kriminalpolizei mehrfache Anzeigen gemacht worden, wonach Voedeler stellungs-suchende Kaufleute, Bureaubedienstete u. um bedeutende Summen, die diese bei ihm als Kauttionen gestellt hatten, in höchst raffinierter Weise geschädigt hat. Voedeler hat bis zum Oktober v. J. sein angebliches Bank- und Kommissionsgeschäft in der oft genug den Versuch gemacht, unaufgefordert zu Ihnen zu kommen; es war mir nicht vergönnt, bis zu Ihnen zu gelangen."

"Es war der Wunsch meines Freundes Rodenburg, nicht durch einen Besuch belästigt zu werden," antwortete Amberg.

"Ja, das habe ich gewünscht," bestätigte Rodenburg; Sie waren nicht damit gemeint, auch Ehrlich nicht. Keiner hat mich besucht. Aber nun lassen Sie uns allein mit einander sprechen. . . D, wie oft habe ich mich gesehnt, mit Ihnen allein, wenn auch nur einige Worte zu sprechen. Laßt uns allein, meine Freunde," wandte sich Rodenburg an Amberg.

Amberg ging, wie ein Mann, der ein Märtyrertum mit Würde erträgt, mit den Seinigen hinaus. Rodenburg und Wilhelm blieben allein.

"Ich habe mein Testament gemacht," sagte Rodenburg leise zu Wilhelm.

"Ich sah es. — Und wie lautet der Inhalt Ihres Testaments?"

"Was konnte ich Anderes thun, als ihn zum Universal-erben einzusetzen?"

"Ich dachte es wohl. . . Armer, getuschter Mann! Also in fremde Hände kommt Ihr Reichthum, Fremde schließen Ihnen die Augen! An Ihrem Grabe keine liebenden Verwandten; nein, lachende Erben! . . Niemand weint Ihnen eine Thräne nach, und die unschuldig Bekränkten klagen Sie an."

"Was sagen Sie, die unschuldig Bekränkten?"

"Ich spreche zunächst von Ihrer Nichte."

"Sie wissen, daß sie mich meiner Liebe unwürdig gezeigt hat. D, wie habe ich sie geliebt! Ein Vater kann seine Tochter nicht zärtlicher lieben!"

"Ich weiß es! — Sie ward verleumdet."

"Mein Freund, Sie haben vergessen, ich hatte die Beweise."

"Sie hatten das Zeugniß eines Ihrer Untergebenen, eines gewissen Barthel. War's nicht so?"

"Ja, ja! Sein Zeugniß bewies, daß Lucie mich getäuscht. Lucie und ihr jetziger Gatte, Brand."

Kronenstr. Nr. 42 gehabt und vorgegeben, Getreidegeschäfte zu machen, Hypotheken und Häuser zu kaufen und Infasso's zu besorgen und an der Spitze seiner Briefbogen befand sich auch die Aufschrift: "Kommissionsbank, Otto Voedeler, Telegramm-Adresse: Voedeler, Berlin W." Im Oktober v. J. verlegte er sein "Bureau" nach der Neuen Friedrichstraße 14, woselbst er plötzlich in seinen Korrespondenzen: "Voedeler u. Ko." firmierte. Thatsächlich betrieb Voedeler keines der von ihm angegebenen Geschäfte, denn er ist seit längerer Zeit völlig mittellos, hat den Offenbarungseid geleistet und war außer Stande selbst den geringen Lohn seiner Aufwärterin zu zahlen. In seinem Komptoir befanden sich nur ein Pult und einige Stühle. Personen beschäftigte er regelmäßig überhaupt nicht, und nur während der Stunden, in welchen er stellungsuchende Personen in seinem Komptoir empfing, beschäftigte er zwei junge Leute scheinbar mit Korrespondenzen, damit sein Geschäft auf die Stellungsuchenden einen günstigen Eindruck mache. Die Stellungsuchenden lockte er durch Zeitungs-Inserate, durch welche er für sein Bankgeschäft Kassirer, Buchhalter, Geschäftsführer u. bei hohen Gehältern suchte, heran, versprach ihnen Anfangsgehälter von 2000 bis 3000 M. und forderte Kauttionen bis zur Höhe von 3000 M., begnügte sich aber auch mit geringeren Summen, wenn die Stellungsuchenden nicht so viel zu geben vermochten. Beim Abschluß des Engagements mußte ihm die Kauttion ganz oder zur Hälfte gezahlt werden und er gab darüber eine Quittung, worin er geflissentlich die Bezeichnung der Summe als Kauttionssumme vertrieb. Zu dem Antritt der Stellen bei ihm ist es in den bisher bekannt gewordenen Fällen nicht gekommen, vielmehr haben die Geschädigten schon vorher über den wahren Charakter des Voedeler und seines Geschäftes Kenntniß erhalten, auch hat ihnen Voedeler vor dem Antrittstermin mitgetheilt, daß er ihre Dienste nicht gebrauchen könne und daß er die ihm von den Engagierten gewährten "Darlehne" (in Wirklichkeit: die Kauttions-summe) ihnen demnächst zurückzahlen würde. Diese Zurückzahlung ist bisher nicht erfolgt. In einem neuerdings bekannt gewordenen Fall hat Voedeler einen Kaufmann Sch. als Geschäftsführer mit 2000 Mark Anfangsgehalt engagirt, und sich von diesem sofort 500 Mark Kauttion geben lassen, welchen bei Antritt der Stellung noch weitere 500 Mark, zusammen also 1000 Mark Kauttion, folgen sollten. Am folgenden Tage erfuhr Sch. bereits den wahren Charakter des Voedeler's, und als er von B. die Tags zuvor eingehaltenen 500 Mark zurückverlangte, konnte er wollte Voedeler ihm nichts davon zurückgeben. — Das gegen Voedeler eingeleitete strafgerichtliche Verfahren wird voraussichtlich baldigt dem Treiben desselben ein Ende machen.

g. Diebe hatten in der Nacht zum Mittwoch anscheinend einen Einbruch in das in der Friedrichstr. 62 befindliche Leppich- und Deckengeschäft von Vincius und Joseph beabsichtigt, begnügten sich aber, weil sie sich wahrscheinlich einen Zugang zu dem Laden nicht erzwingen konnten, damit, die Finkenzierung, welche sich unten am Schaufenster zur Inkulation der Luft befindet, auszuscheiden und durch diese so entstandene Öffnung eine werthvolle Blüschbede und andere kleinere Gegenstände zu stehlen, welche im Schaufenster ausgelegt hatten. Zu verwundern ist nur, wie ein solcher Diebstahl in der selbst des Nachts sehr verkehrsreichen Friedrichstraße möglich gewesen. — Mittels gewalttamen Eindringens sind ferner vor einigen Tagen aus dem Rattunwaarenlager von Bormas u. Co., Spandauerstr. 18, mehrere Stücke Zeug u. gestohlen worden.

Die Untersuchung, welche in Folge eines, auf bisher noch nicht aufgeklärte Weise in Charlottenburg verbreiteten falschen Gerüchts über das Verschwinden des dortigen Eigenthümers, Maurer Albert Marunge, eingeleitet wurde, hat ergeben, daß Marunge am 31. Oktober v. J. mit grauem Rock und Mütze, schwarzer Hose, Weste und blauer Jacke bekleidet, aus seiner Wohnung Schloßstraße 23 unter Mitnahme von 800 Mark baarem Gelde sich entfernt hat und seitdem verschunden ist. Das Gerücht von einem an ihm verübten Verbrechen ist aus der Luft gegriffen; vielmehr wird vermuthet, daß ein Unglück vorliegt.

N. Von einem bedauerlichen Unfall ist am vorgestrigen Tage ein Hausdiener Namens Karl Busch aus Rixdorf in der Leipzigerstraße zwischen Charlotten- und Friedrichstraße betroffen worden. B., der einen Korb mit Viktualien auf der Schulter trug, gerieth beim Ueberschreiten des Fahrdammes unter die Pferde eines nach Schöneberg fahrenden Pferdebahnwagens und wäre sicher von dem Letzteren überfahren worden, wenn der Kutscher nicht noch rechtzeitig gebremst hätte. B. hatte aber durch die Hufstöße der Pferde doch derartige Verletzungen erlitten, daß er sofort per Droschke nach Rixdorf transportirt werden mußte.

Aus mehreren Kopfwunden blutend taumelte vorgestern in später Abendstunde ein dem Arbeiterstande angehöriger Mann die Pringenstraße entlang. Derselbe will nach seinen Aussagen in der Dranienstraße von einem Trupp Nachschwärmer überfallen und mit einem eisenbeschlagenen Knüttel mißhandelt worden sein. Da der Blutverlust bei dem Angegriffenen ein überaus starker war, und er sich außer Stande fühlte, seinen Heimweg weiter fortzusetzen, so wurde er auf

"Und wenn nun das Zeugniß Barthel's ein falsches gewesen wäre?"

"Das kann nicht sein!"

"D, das war der Fall! Diesen Morgen kam eben jener Barthel reumüthig zu mir, bekannte, daß er hinsichtlich Ihrer Nichte Lucie und Brands gelogen habe, und daß er zu dieser Lüge genöthigt gewesen sei durch Drohungen Ihrer jetzigen Erben. Er hat mir aufgetragen, Ihnen, dem Sterbenden, zu sagen, daß, wenn Sie die Wahrheit hören wollen, er sie Ihnen bekennen wird; er wird Ihnen den Beweis liefern, daß Sie Unwürdigen Ihre Günst gespendet und die Schulden der Schuldigen geopfert haben."

"Herr Gott, Sie erschrecken mich! Sollte es möglich sein? Ich kann's nicht glauben! Vielleicht täuschte sich Barthel?"

"D nein, sein Gewissen trieb ihn zu mir."

"Was muß ich hören! Und nun habe ich sie von der Erbschaft ausgeschlossen!"

"Das ist nicht das Schlimmste! Aber Sie müssen ihr verzeihen, Sie müssen sie rechtfertigen vor aller Welt und vor denen, welche gewissenlos genug waren, sie, die Reine, die Schuldblose anzulügen und sich der schimpflichsten Mittel, des falschen Zeugnisses, zu bedienen."

"Ach, wie gerne bitte ich sie um Verzeihung, aber ich fürchte, es ist nicht, wie Sie sagen und Lucie haßt mich, wie Ihr Bruder mich haßt."

"Sie haben mit Unrecht Fritz Rodenburg den Vorwurf der Herzlosigkeit, der Gefühlosigkeit gemacht. Auch davon kann ich Ihnen den Beweis liefern. Vor sechs Monaten war er hier; wenn Sie wählten. . ."

"Ich weiß Alles!"

"Man hat Sie auch in Bezug auf ihn getäuscht!"

"Mein Gott, so viel Unrecht habe ich begangen und bin außer Stande, es zu sühnen. — Jetzt, jetzt ist es zu spät zum Bereuen!"

"Zum Bereuen ist es nie zu spät."

"Es ist zu spät; denn jede Stunde kann ich abberufen werden von hier."

(Fortsetzung folgt.)

Veranlassung von mehreren Passanten nach seiner in der Algen-

N. Großes Aufsehen erregt das plötzliche Verschwinden der beiden Inhaber einer bekannten Konfektionsfirma L. in der Leipzigerstraße. Dieselben, welche wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit gefesselt in Haft genommen werden sollten, haben sich ihrer Strafe durch eine schnelle Auswanderung nach Amerika entzogen.

b. Der erste Kahn vom Müggelsee her, mit Holzbohlen beladen, passirte gestern Mittag die Schleuse, genau 24 Stunden nach dem ersten Steinbahn von den Havellern her. Nach Aussage der Schiffer aber ist die Passage durch den Müggelsee noch keine permanente. Sie richtet sich nach dem Winde, der das Eis hin und her schiebt. Nachdem der Kahn das Müggelseeschloßchen passirt hatte, war die Durchfahrt in Folge des ungezügelteren Windes wieder gesperrt.

Velle-Alliance-Theater. In der heutigen Aufführung der Gefangenenpoesie „Ein gemachter Mann“ debütierte eine neu engagierte Soubrette, Fel Bäcker als Toni Sandler.

b. Die Sanitätswache in der Brüderstraße hat einmal wieder in der Nacht zum Donnerstag ein Menschenleben gerettet. An der Gertraudenbrücke wurde ein Mann bewußtlos aus dem Wasser gezogen, und nach der Wache gebracht, wo man ihn durch energische Thätigkeit wieder ins Leben rief. Ohne diese prompte Hilfe wäre er sicher dem Tode anheimgefallen.

Polizeibericht. Am 3. d. M. Mittags fiel der Invalide Hellwig, als er sich in seine in der Doppelnerstraße im Keller belegene Wohnung begeben wollte, einige Stufen der Treppe hinab und mit dem Kopfe auf den Fußboden des Kellers. Es trat in Folge dessen Gehirnblutung ein, an der er noch an demselben Tage Abends verstarb. Am 4. d. M. Vormittags fiel ein Mann auf dem Bürgersteige der Landsbergerstraße in Folge Ausgleitens zur Erde und brach dabei den rechten Unterschenkel, so daß er nach der königlichen Klinik gebracht werden mußte. — An demselben Tage Nachmittags verunglückte in dem Walzwerke der Heilmann'schen Fabrik, in der Schleißerstraße 24/25, der Meister Wilde und der Arbeiter Palulat dadurch, daß sie beim Öffnen eines Ventils am Dampfrohr in Folge Platzens des Ventilschloßes von dem herausströmenden Dampfe verbrüht und durch den Druck des Dampfes über das Geländer der etwa 6 1/2 Meter hohen Brücke, auf welcher sie standen, herabgeschleudert wurden. Wilde erlitt außer bedeutenden Brandwunden einen Rippenbruch und eine Verletzung am Kopfe, während Palulat außer Brandwunden einen Bruch des linken Armes und ebenfalls eine bedeutende Kopfwunde erlitt. Beide wurden nach Bethanien gebracht. — Am Abende desselben Tages wurde ein Mann in seiner in der Breslauerstraße belegenen Wohnung am Bettsoffen erhängt vorgefunden. Die Leiche wurde nach dem Obduktionshause geschafft. — In der darauf folgenden Nacht sprang ein Mann in selbstmörderischer Absicht von der Gertraudenbrücke in die Spree, wurde jedoch alsbald herausgezogen und noch lebend nach der Charité gebracht.

Gerichts-Zeitung.

Der verliebte Kommiss und die schöne Ella. Es war an einem der kalten, aber schönen Januarabende, wie wir sie in diesem Jahre so ausnahmsweise herrlich und frisch hatten. Klarer, heller Mondenschein erleuchtete die einsamen Straßen des Westviertels in Leipzig. Nur hin und wieder sah man einige Personen, deren Schritte sie auf dem dichtgefallenen Schnee schon weithin ankündigten. Auf der Eiserstraße ging ein junger Mann die linke Häuserreihe entlang, dem das Herz heute ganz sonderbar bewegt zu sein schien, denn ab und zu fuhr er sich mit der Hand nach der Stirn und, den Kopf langsam hebend, entrang sich dann immer ein schwerer Seufzer seiner Brust. Es war der Kommiss Heinrich B. Heinrich war erst 18 Jahre alt, er hatte noch nie der Liebe Glück und Leid kennen gelernt, aber heute hatte es ihn hinausgetrieben, denn ein unheimliches Schauern war in seine Brust eingezogen. Am Nachmittag nämlich, da hatte er Geldel'sche Gedichte gelesen, in dem schön gebundenen Buche, welches ihm Fräulein Elise, die noch nicht 16 Jahre alte Tochter seines Prinzipals gegeben hatte, wobei sie ihm so ganz an passant die Hand gedrückt und ihn gar so wunderbar angeschaut. Ach, er spürte jenen Händedruck und fühlte jenen Blick noch, als er im Laufe des Nachmittags schon so und so viele gelangene Härtinge aus der Tonne mächtigen Tische hervorgeholt und fein süßlich den verschiedenen Annas, Emmas u. s. w. eingepackt hatte. Endlich aber war es neun Uhr Abends geworden, und nachdem er sich in seinem beschiedenen Stübchen von des Tages Staub und Schmutz schnell gereinigt, und überhaupt sein Neuhäuser etwas zurechtgeräumt hatte, da war er hinausgestürzt auf die Straße und endlich war er in die stille, menschenleere Eiserstraße gekommen. Während er träumerisch durch die Straße schritt, murmelte er den Anfang des „Rinneliedes“ das er heute gelesen hatte, laut vor sich hin: „Es giebt wohl Manches, was entzückt“ u. Er blieb plötzlich stehen, und wie gebannt hing sein Blick an der Gestalt eines jungen Mädchens, das eben an ihm vorbeigegangen war und jetzt vor ihm herging. Er hatte ihr Gesicht kaum gesehen, aber in der Stimmung, in welcher er sich nun einmal befand, war er der Meinung, daß es „himmlisch“ sein müsse, „von einem solchen Mädchen geliebt zu werden“. Er sagte sich ein Herz und folgte der schönen Unbekannten nach. Diese schien kein bestimmtes Ziel auf ihrer Wanderung zu verfolgen. Richtig blieb sie stehen. „Mein Herr, warum verfolgen Sie mich?“ wandte sie sich an Heinrich, der erschrocken und erschrocken stehen blieb. Er stammelte eine Entschuldigung aus und erhob schüchtern den Blick zu der Schönen. Er kam sich in diesem Moment selbst unendlich verabschämungswürdig vor und er sagte sich, daß die Fremde wohl ein Recht habe, über sein Betragen entsetzt zu sein. Diese schien indes keineswegs zu zürnen, sie lächelte vielmehr den Kommiss holdselig an und sagte: „Wollen wir zusammengehen?“ — „Es wäre mir freilich recht angenehm und Sie würden mich“ — er suchte nach einer passenden Redensart — „zum glücklichsten aller Erdenkinder machen.“ Das Mädchen lächelte ihm wieder freundlich zu und legte ihre Hand in seinen Arm. „Wohin gehen wir?“ fragte sie nach einer Weile. „O, mein liebes Fräulein,“ rief Heinrich, hingetrisen von der Liebeshuldigung der jungen Dame, „ich gebe überall hin, wohin Sie wollen. Gehen wir meinetwegen ein bißchen ins Rosenthal, dort die schönen Bäume —“ „Ach nee,“ unterbrach ihn das Fräulein, „gehen wir lieber in e Lokal und essen m'r was.“ — „Gewiß mein liebes Fräulein.“ Und Heinrich und seine Dame gingen nach einer Restauration. Herr hätte er ihr Nektar gegeben, aber seine Begleiterin war bescheiden, sie begnügte sich mit Bairisch Bier. Heinrich war entzückt; trunkenen Herzens küßte er ihr zu, daß er sie über Alles liebe, daß er in ihr endlich diejenige gefunden habe, deren Bild ihm, von einem Strahlenglanze umgeben, im Traume erschienen sei, und daß sein Herz ihr ewig gehören werde. Sie hörte freundlich auf seine Beteuerungen und trank Bier und oh eine Portion Schweinsbraten mit Sauerkraut dazu. Heinrich, der mit seinen brennenden Augen jede Bewegung seiner Angebeteten verfolgte und in immer größere Verzückung gerieth, hatte bereits seinen ganzen Vorrath von Liebesbeteuerungen erschöpft. Endlich schien Fräulein Ella, so hieß die Schöne nämlich, genug gegessen und getrunken zu haben und, sich mit der Hand reinigend, sagte sie jetzt: „Wissen Sie was, nun gehn wir in e Lokal, wo getanzt wird.“ Heinrich griff instinktiv in seine Hosentasche und suchte sich durch Befühlen seines Portemonnaies von seinem Kasseebestande zu überzeugen, die Aussicht aber, mit Fräulein Ella am Arme

durch den Saal walzen zu können, ließ ihn jedes Bedenken, das er bezüglich seiner Kasse hatte, schnell vergehen. Was weiter geschah, ist darüber ist niemals ein zuverlässiger Bericht in die Öffentlichkeit gedrungen, nur über das Ende seines Liebesabenteuers hat der Kommiss Ausfühliches mitgeteilt und zwar — vor Gericht. Er erinnert sich noch, daß er mit seiner Begleiterin an jenem Abend getanzt und gezecht hat, dann übermannte ihn das Glück und das Bier und er fiel in einen sanften Schlummer. Er wurde plötzlich durch die Berührung einer fremden Hand aus demselben geweckt, und als er die Augen aufschlug, sah er die schöne Ella vor sich stehen. Sie war eben damit beschäftigt, die Uhrseite von seiner Weste loszulösen, offenbar in der Absicht, um sie mit der Uhr zu stehlen. Dieses Vorhaben war indes schwer zur Ausführung zu bringen, denn der Kommiss hatte seinen Stundenzettel gerade acht Tage vorher ins Leihhaus gebracht und die Kette an seine Westentasche angehängt. — Heinrich war über das Benehmen des Mädchens, das so zärtlich gegen ihn gewesen, auf's schmerzlichste berührt und brachte die That derselben zur Anzeige. Vor Gericht aber konnte der schönen Ella nicht nachgewiesen werden daß sie habe stehlen wollen, und so ward sie freigesprochen.

Aus Bayern. Ueber eine Verhandlung des Würzburger Militärgerichtes berichten die Blätter wie folgt: Der Unteroffizier Thorwart des 2. Feld-Art.-Regiments in Landau ertheilte am 29. Juni v. J. im Kasernenzimmer dem Soldaten Neumann, mit dem er vorher im Wirthshause geschick hatte, den Befehl, ins Bett zu gehen. Als der total betrunkene Neumann keine Folge leistete, sondern zu schimpfen begann, versetzte ihm der Unteroffizier mit dem blanken Säbel solche Stöße auf die Schultern und den Arm, daß Neumann vier Monate im Spital lag und dann, da Rustschwund an dem verletzten Arm eingetreten war, als dienstuntauglich aus der Armee entlassen werden mußte. Die Mißhandlung war derart, daß der Kanonier Welsenbach den Unteroffizier dat, er möge doch mit dem Schlägen aufhören, da sein Kamerad ja betrunken sei. Der Unteroffizier versetzte darauf noch dem Fürsprecher zwei Säbelstöße, deren es noch mehrere geworden wären, wenn nicht in dem Momente der Feldwebel gekommen und dem brutalen Auftreten des Unteroffiziers ein Ende gemacht hätte. Neumann hatte für seine Gehorsamsverweigerung 45 Tage Gefängniß bekommen; der wegen Körperverletzung und Mißbrauch der Dienstgewalt angeklagte Unteroffizier wurde freigesprochen.

K. K. Ueber eine erschreckende Reihe von Mißthaten, verübten, begangen an 32 Mädchen, darunter 31 Schulkinder im Alter von zehn bis dreizehn Jahren, hatten dieser Tage die hiesigen Beschworenen zu urtheilen. Als Angeklagter erschien der ehemalige Volksschullehrer Matthias Stergar, bereits vom Wiener Landesgerichte wegen Schändung zu sechs Monaten Kerker verurtheilt. Derselbe ist 41 Jahre alt, absolvierte acht Gymnasial-Klassen und wurde hierauf Novize im Franziskanerkloster zu Nazareth. Später heiratete er, lebte jedoch von seiner Gattin getrennt und wußte sich die erledigte Lehrerstelle in Bodporje (Bezirk Windischgrätz) zu verschaffen. Fast alle ihm anvertrauten Schülerinnen, so viel konstatiert werden konnte, 31 an der Zahl, fielen ihm zum Opfer, ebenso seine 16 Jahre alte Kostine. Leider beobachteten alle Schulkinder Stillschweigen über diese Vorgänge und so blieb das schändliche Treiben dieses Menschen verborgen, bis die meisten Opfer von scheußlichen Krankheiten heimgeführt wurden; viele befinden sich noch im Krankenhause, während die Genejenen als Zeuginnen vorgeladen waren. Angesichts deren Depositionen vermochte der Angeklagte nicht zu leugnen, wollte jedoch glauben machen, die slowenischen Mädchen jener Gegend seien so verkommen, daß sie ihn, den Lehrer — verführt hätten. Dagegen spricht aber die allgemeine Enttäuschung, die sich bei Entdeckung der Schandthaten in der ganzen Gegend kundgab und so gewaltig war, daß Stergar beinahe durch Steinwürfe gelyncht worden wäre, wenn ihn nicht die Gendarmen in Schutz genommen hätte. Die Geschworenen sprachen ihn in allen Fällen schuldig, und der Gerichtshof erkannte in Rücksicht auf die besonders erschwerenden Umstände auf eine schwere Kerkerstrafe in der Dauer von fünfzehn Jahren.

y. Einem Romanschriftsteller lieferte eine Verhandlung, welche gestern vor der 87. Abteilung des Schöffengerichtes stattfand, dankbaren und ergiebigen Stoff. Vor etwa drei Jahren machte in Braunschweig die heimliche Flucht des dort ansässigen Uhrmachers Albert Dettmer mit der Frau seines Nachbarn, des Kaufmanns Ulrich, nicht geringes Aufsehen. Das Paar floh nach London, doch hier gerieth es, nachdem die wenigen mitgenommenen Baarmittel verausgabt waren, in eine traurige Lage, denn alle Bemühungen des Dettmer, Beschäftigung zu erhalten, schlugen fehl. Als die Noth am größten war, griff er zu einem verzweifelten Mittel, er wurde Seemann. Getreulich sandte er der in London zurückgebliebenen Geliebten den größten Theil seines so schwer erworbenen Verdienstes und in allen seinen Briefen gab er seiner Freude um das baldige Wiedersehen Ausdruck. Aber eine arge Enttäuschung harrte seiner, als er im Januar d. J. nach einer langen Tour durch den Stillen Ozean wieder nach London zurückkehrte, anstatt der Geliebten fand er nur einen Brief von ihr vor. Sie theilte ihm mit, daß allerdings inwischen ihre Ehe rechtskräftig geschieden worden wäre, aber es sei ihr in dem Erkenntniß ausdrücklich verboten worden, eine neue Ehe mit ihrem Entführer einzugehen. Unter diesen Umständen habe sie es vorgezogen, auf ein ferneres Zusammenleben mit ihm zu verzichten und den Vorschlag ihrer in Berlin lebenden kranken Mutter, zu ihr zu ziehen, angenommen. Der aus allen seinen Himmeln gestürzte Seemann war aber nicht Willens, seine Braut so ohne Weiteres fahren zu lassen, wilde Leidenschaften mögen wohl in ihm getobt haben, als er, nachdem er sich einen Revolver angeschafft hatte, sofort auf die Reise nach Berlin begab. Die beiden Frauen erhielten keinen gelinden Schreck, als der in weiter Ferne gebliebene eines Abends plötzlich in ihre in der Auguststr. belegene Wohnung trat und durch Bitten, Flehen und Drohungen die Abtrünnige zu bewegen suchte, wieder mit ihm zusammen zu leben. Die Ulrich verließ aber bei ihrer Weigerung, trotzdem Dettmer seine Ueberredungsversuche mit jedem Tage wiederholte. Die letzte dieser Zusammenkünfte endete mit einer höchst erregten Szene, Dettmer zog den Revolver hervor und drohte, sich am nächsten Tage vor den Augen der Geliebten erschießen zu wollen, wenn diese auch dann noch nicht nachgeben wolle. Vorher werde er ihr aber eine so entsetzliche Verwundung beibringen, daß kein Mann sie mehr an ihr Gefallen finden sollte. Die geärgerte und tauflose Frau wandte sich an die Polizei und als Dettmer am nächsten Tage vor dem Hause erschien, wurde er von zwei Kriminalbeamten in Empfang genommen, die ihn zur Haft brachten, aus der er gestern dem Gerichtshofe vorgeführt wurde, um sich wegen Bedrohung mit einem Verbrechen, sowie wegen verbotenen Waffentragens zu verantworten. Man hatte nämlich einen geladenen gläsernen Revolver nebst Munition bei ihm vorgefunden. Im Termine räumte der Angeklagte die vorstehenden Thatfachen unumwunden ein, erkärte aber, daß ihn die Untersuchungstrafe insofern zur Besinnung gebracht, als er nunmehr den Gedanken an jeglichen Gewaltthat gegen sich und Andere aufgegeben und den Plan gefaßt habe, nach seiner Freilassung sofort den europäischen Boden zu verlassen und wieder zur See zu gehen. Der Staatsanwalt billigte dem vielgeprüften Mann mildernde Umstände zu und beantragte für jede Strafthat 20 M. Geldstrafe oder 8 Tage Gefängniß. Der Gerichtshof war aber der Ansicht, daß in diesem Falle eine Gefängnißstrafe prinzipieller angebracht sei und erkannte auf eine solche von 8 Tagen, die er indessen durch die erkännte Untersuchungsstrafe für verbißt erachtete.

Das Zentrum erntet für seine Bestimmung zur Freizollerhöhung durchaus nicht überall Dank bei seinen Wählern und Gefinnungsgenossen. So lämpfen die „Christlich-sozialen Blätter“, das „Zentralorgan“ der katholisch-sozialen Partei, sehr lebhaft gegen die Vertheuerung des Brodes. „Je theurer — heißt es hier — ein Gegenstand wird, desto weniger gebraucht dann das Land. Vertheuerung des Brodes bedeutet also Abnahme des Verbrauchs von Körnern für diejenigen Gegenden, in welchen das Brod zu einem festen Geldpreise verkauft wird und die Preisveränderungen in der Größe des Viebes wiedergegeben werden, ist die Abnahme handgreiflich; die Mutter giebt jedem Kinde, die Hausfrau jedem Diensthofen ein Bröckchen zum Kaffee, ohne zu fragen, ob dasselbe ein Loth oder 1/2, oder 1/4 Loth weniger wiegt. Ob das Eingebüßte überhaupt erstet werden kann, diese Frage wird demjenigen leicht zu beantworten sein, der die Schwierigkeiten, Gleichgewicht im Arbeiterhaushalt zu erzielen, kennen. Sofern Ertrag für das entzogene Brod dem einzelnen Kopf der Arbeiterfamilie gewährt wird, wird dies in der Regel in Kartoffeln geschehen. Ohne Zweifel hat also die Vertheuerung des Getreides auch den Uebergang zu einer geringwerthigeren Nahrung zur Folge. Soviel steht aber bandgreiflich fest, daß die breitesten Schichten des Volkes schon nicht zu genäht werden und daß auch die geringste Verschlechterung empfindlich schädigen muß. Schließlich kommt aber die moralische Seite: ist schlechter die Kost, desto mehr Sch n a p a l!“ Aus diesen Gründen, erklärt der Redakteur der christlich-sozialen Blätter, müsse er unter allen Umständen gegen Erhöhung des Kornpreises sich erklären und auch die anderen hohen Lebensmittelpreise müsse er für verderblich halten.

Ein neuer Vorschlag zum Normalarbeitstag macht das „Christlich-soziale Correspondenzblatt“, das Organ der Herrn Söder. Danach soll die ganze wichtige und schwierige Frage dadurch gelöst werden, daß alle Ueberstunden über gewisse Arbeitszeit hinaus nach einem höheren, von Obrigkeit wegen festgesetzten, Tarif bezahlt werden. Dieser Art der Regelung werden zwei große Vorzüge zugeschrieben. Erstens soll dadurch ein gleicher Normalarbeitstag für alle Berufe bestimmt werden können; die Gewerbe, welche zuweilen über meistens längere Zeit arbeiten lassen müssen, zahlen eben für die Ueberstunden nur den höheren Lohnsatz. Zweitens soll keine Kontrolle nöthig sein; es liegt im eigenen Interesse des Unternehmers, keine Ueberstunden zu machen, weil er sie bezahlen muß. — Der Vorschlag ist so quodsalberisch mit dem christlich-sozialen Partei. Ob man die Ueberstunden zahlen will oder nicht, das macht rechnerisch wohl einen Unterschied, ist aber sachlich ganz gleichgültig. Bei seiner heutigen Losigkeit und Nothlage muß sich o h n e z e h o r t der Ueberstunden der Arbeiter zu legeren verstehen, und wenn er dafür weniger erhält, so erhält er eben für die normalen Arbeitsstunden weniger, aber über den nothdürftigen Lebensunterhalt kommt er nicht hinaus.

Industrie und Wehrkraft. Welche Verwüstungen die Industrie in unserer Volkstaste anrichtet, das zeigt auf Schlagendste folgende Aufstellung für Oesterreich (Eisenerzwerke). Bei den militärischen Aushebungen entfielen auf je 1000 Mann

Table with 2 columns: Year (1870-1880) and number of fit men (264 taugliche). The numbers decrease from 264 in 1870 to 145 in 1880.

Aus der ländlichen Bevölkerung werden verhältnißmäßig viel mehr Rekruten entnommen, weil die Arbeit auf dem Lande, wenn auch sehr anspannend, so doch immer noch geistlich ist. Welchen Unterschied es für das ganze leibliche Wohlbefinden macht, ob in den Fabriken für sanitäre Vorkehrungen gesorgt ist, oder nicht, beweist eine Untersuchung Singers, nach der während der letzten neun Jahre zur Stellung kamen, 200 tauglich befunden wurden, während in einer anderen Untersuchung wegen ihrer niedrigen Löhne und sonstigen Mißstände kann ist, 183 zwischen 1871 und 1880 zur Stellung kamen. Arbeiter sämmtlich für untauglich erklärt wurden. Ein Arbeiter bedeutet also Hebung der Volksgesundheit der entbehrlichen Grundlage aller staatlichen Entwicklung.

Kapitalistischer Fortschritt. Herr Kommerzienrath Herr M. Gladbach wies in einer Eingabe an das Handelsministerium nach, daß durch den Uebergang der Handweberei in mechanische Weberei, welcher am Rhein für die Halbesche Industrie sich vollzieht, einige tausend Handstühle zum Stillstand gekommen sind, ohne daß die Menge der Produktion abnimmt, weil ein mechanischer Webstuhl zu kleinerem Aufwand an Arbeit gewinnt, ist an sich gewinnbringender zum Vortheil eines Volkes. Nur hat unter den heutigen Verhältnissen „das Volk“ weiter nichts davon, als daß es weniger Arbeit und sein Brod verliert. Man produziert am Rhein mehr, braucht aber weniger Arbeiter. Die übrig bleibenden Arbeiter bitteln gebn. So schlägt innerlich der heutigen Wirthschaftsordnung jeder Fortschritt nur zum Nachtheil der Arbeiterschaft.

Wirthschafts-Ordnung. Der Verein für Schweizerische Industrie in Aresfeld hat an die schweizerischen Schweizer Spinner ein Zirkular gerichtet, worin auf den Umständen hingewiesen wird, der im Oktober vorigen Jahres in der Gegend dahin überaus stark beschäftigten Sammet-Fabrikation getreten ist. Als Hauptgrund der Störung wird die Ueberproduktion bezeichnet. Nachdem man dies erkannt habe, auf Verminderung der Produktion eifrig hingearbeitet worden und heute könne konstatiert werden, daß mehr als die Hälfte der im vorigen Sommer beschäftigt gewesenen Handstühle still stehen und die mechanische Fabrik halbe, theils viertel Zeit arbeite. Da bei einer Produktion von nahezu 10 000 Stühlen auch der Verbrauch an Rohmaterial sich erheblich reduzierte, sei es unausbleiblich, daß der Preis derselben einen alle Theile schwer schädigenden Gang nehmen müsse, wenn trotzdem unverminderte Quantitäten Schappe an den Markt kommen. Der Verein halte es für seine Pflicht, diese Thatsache zur Kenntniß der Produzenten zu bringen und ihnen anheimzugeben, so bald wie möglich entsprechende Maßregeln zu treffen. — Also erst maßlose Arbeiterarbeit und Ueberproduktion, dann massenhafte Entlassungen — 11 000 Stühle stehen ganz still, andere nur theilweise beschäftigt. Die Lieferanten von Rohmaterial das verarbeitet werden soll, produziren aber noch immer Blauvina, bis sie endlich, nach großen Verlusten, ihre Produktion einschränken und ihre Arbeiter entlassen werden. Und das nennt man auch „Ordnung“ in der Wirthschaft.

Briefkasten der Redaktion.

Wissenschaftlicher Zentralverein. Es war und ist nicht möglich, Bestimmtes zu erfahren. F. Wilde. Sie haben sich die Verzögerung selbst zu schreiben, da Ihr umfangreiches Manuscript trotz unserer fleißigen Bitten, wieder auf beiden Seiten beschrieben war, den nächsten Tagen also.

## Die innerliche Hohlheit und politische Charakterlosigkeit der Bourgeoisie

Selten treffender gekennzeichnet worden als von Marlo, wenn unbeachtet gebliebenen Gelehrten, der zu Ende der vorigen Jahre ein großes Werk über „Die Organisation der Arbeit“ schrieb, das soeben neu herausgegeben wird. Er würde in dem Spiegelbild, das Marlo (eigentlich Prof. Winkelbach) der damaligen „Geldadelpartei“ entgegenhielt, wohl und ganz unser heutiges liberales Bürgerthum wiedererkennen?

Die plutokratische oder Geldadelspartei — schreibt Marlo — vertritt das von ihr in ihrem ganzen Umfange durchschaute liberale Recht, und zwar einerseits gegen den um die Erhaltung der unzugänglichen Feste seiner stabilen Monopole lämpfenden Adel und andererseits gegen das sich nach Erlösung von dem Uebel des Liberalismus sehneude Volk. Der Grundzug ihres Charakters ist die eben so richtige als unverhohlene Kundgebung der Ueberzeugung, daß ihr Werth nicht in persönlichen Fähigkeiten bestehe. Sie kennt nur ein einziges Verhältniß, das Geld, wonach sie sich selbst, gleich einer Sache, schätzt. Sie weiß auf das Bestimmteste, daß sie sich von dem Proletariat weder durch edleres Blut, noch durch edlere Gesinnung unterscheiden, und daß sie mit dem Verlust ihres Besitzes keine Reue empfindet. Sie verfolgt, alle idealen Interessen verachtend, lediglich materielle, hat keine Liebe zu ihrer Vaterlande, hält weder auf Standes- noch Nationalität, schätzt den Besitz höher als den Ruhm, legt keinen Werth auf seine Sitten, bindet sich nicht an die Regeln des Anstandes und bemüht sich kaum, ihre niedrige Gesinnung der Welt zu verbergen. Sie hat keinen Sinn für Kunst und Wissenschaft, sondern schätzt deren Werth nur nach Maßgabe ihrer Nützlichkeit. Sie glaubt kaum an das Vorhandensein sittlicher Gesinnung, hat keine Vorstellung von bürgerlicher Tugend und setzt stets die Unfähigkeit der eigenen Motive bei ihren Begnern voraus. Sie strebt nach der Gewalt, wiewohl nicht aus Herrschsucht, sondern um des Vortheiles willen, hält wenig auf Formen, um so mehr aber auf die Sache, fordert weder Liebe noch Achtung, sondern nur pünktliche Zahlung und betrachtet die Zahlungsfähigkeit als Basis der Freundschaft. Sie zieht bei der Verfolgung ihrer Zwecke den trümmigen Weg dem geraden, das indirekte Verfahren dem direkten vor und trachtet nur nach ihren Feinden, die sie nicht fürchtet. Sie verwirft, da der Friede die unerlässliche Bedingung ihrer industriellen Kämpfe ist, eben so wohl Kabinetts- als Prinzipienkriege und gebraucht die Waffen höchstens zur Eröffnung neuer Abzweigungen für ihre Waaren. Sie ist für alle neuen Gemeingeist. Sie hält an Prinzipien nur in so weit, als sie ihr nützen, weshalb sie im reichsten Lande Handelsfreiheit, in den ärmeren hingegen Schutzzölle und in allen Ländern Unterdrückung der Arbeiter-Verbindungen und des Bettelns verlangt. Sie hält, abgesehen von den genannten Ausnahmen, die Erwerbsfreiheit für das Recht aller Rechte und unter Staatsformen die plutokratische für die beste, begnügt sich übrigens auch mit einer solchen anderen, von der sie sich Schutz für die Erwerbsfreiheit verschafft. Sie ist konservativ in liberalen, revolutionär in monopolistischen Staaten und befolgt in den letzteren

\*) Einer der bezeichnendsten Züge im Charakter des Geldadels ist dessen Widerwille gegen alle Sozialreformer. Er betrachtet sie als verschobene, zerstörungswürdige Geister, als Feinde der Zivilisation, als einen krankhaften Auswuchs der Gesellschaft und verschärft: man müsse solchen Ungeheuern gegenüber „selbst die Freiheit opfern, um die Zivilisation zu retten“, was aus der Sprache der Unvernunft in die der Vernunft übertragen, nichts Anderes heißt, als: man könne sich die Verwahrhaftung erlauben, um die bestehende Barbarei zu erlösen.

## Maskenfeste.

(Aus „Demokratische Blätter“.)

„Sie haben mich wirklich nicht erkannt?“ fragte sie mit schelmischem Lächeln, die Maske bei Seite legend. „Parole, keine Abnung, gnädige Frau. Wer hätte unter dem Köhlerweib aus dem Schwarzwalde die Königin unseres Salons, die reizende, geistreiche...“ „Still, Sie Schmeichler,“ unterbricht sie ihn und legt ihm das kleine weiße Händchen auf den beschneidartenen Mund. „Sehen Sie dort,“ fuhr sie dann fort, „den kleinen Bettelmännchen, welchen diese stolze Königin der Nacht umarmt? Es ist der reiche...“ Das andere geht unter dem Schmetterm der Orchestermusik verloren. „Mein Gott, welche Maske sich doch die Masken geben, auf ein paar Stunden auf dem Parquetboden eines Ballsaales einander zu täuschen, sich zu necken, kleine Bosheiten oder lede Schmeicheleien sich einander zuzuraunen unter dem Schutze der Maskenfeste...“ Doch es bedarf nicht erst der Larve aus Papiermaske, um das wahre Gesicht zu verhallen. Jahrelang verkehren die Menschen miteinander, begegnen sich täglich auf freier Straße bei hellem Sonnenlicht, treiben Handel und Wandel miteinander, ärgern und freuen sich zusammen, stehen einander Gevatter, gehen miteinander zu Grabe und kennen sich doch nicht — oder wollen sich nicht kennen. Das Gesicht allerding, die kennen sie. Ob dieser gute Freund schwarze Haare hat und der Andere rotthe. Aber was wahre Antlitz kennen sie nicht oder, wie gesagt, wollen nicht kennen. Die Kunst der Verstellung ist uralte, wie das Menschengeschlecht selbst und unsere Ahnen, die vor der Sündfluth lebten, kannten sie so gut, wie wir. Adam schätzte seine Nacktheit vor, die ihn sich verbergen ließ vor Gott, während es doch das böse Gewissen war, das ihn in seinen Schlafwinkel trieb; und sein Sohn Kain hatte gar die Ehre, auf des Herrn Frage nach Abel zu antworten: Ich weiß nicht, soll ich meines Bruders Hüter sein?

eine bestimmte Taktik, die darin besteht, daß sie das Königthum, unter dem Scheine, es zu erhalten, unterjocht und den Adel sowohl seiner politischen als sozialen Vorrechte beraubt. Sie verfährt hierbei mit vieler Gewandtheit und versteht sowohl Volk als Königthum zu täuschen, indem sie jenem versichert, daß sie seine Rechte vor dem Throne vertrete, und diesem, daß sie ihm Schutz gegen die Angriffe des Volkes gewähre. Auf solchem Wege zur Herrschaft gelangend, weiß sie die halb oder ganz erschlagene Gewalt auf das Geschickteste zu ihrem Vortheile auszudeuten. Sie tritt unter den verschiedensten Namen auf, womit sie stets dem herrschenden Sprachgebrauche widersprechende Begriffe verbindet. Sie nennt sich, wie wohl sie die erste Stelle in der Gesellschaft einnimmt, Mittelklasse, weil ihre Vorfahren bereits zwischen dem Adel und den unteren Volksschichten standen, oder Bourgeoisie, uneingedenk der Thatsache, daß sie einen nur kleinen und bevorzugten Theil derselben ausmacht. Sie nennt sich Konstitutionell, versteht jedoch unter einem konstitutionellen Staate einen solchen, worin nur sie durch auf indirektem Wege ernannte Minister regiert: ja sie nennt sich sogar demokratisch, indem sie behauptet, der Kern des Volkes, d. h. der einsichtsvollste, dessen Interessen auf das Beste vertretende Theil derselben zu sein. Am liebsten legt sie sich die Namen gemäßigter und Ordnungspartei bei; gemäßigter nennt sie sich, weil sie die Souveränitätsrechte nicht für alle Staats-Angehörige, sondern nur für den befähigteren Theil derselben, d. h. für sich selbst in Anspruch nimmt, Ordnungspartei, weil sie die durch die liberale Ordnung bedingte, ihr allein Vortheil bringende indirekte Revolution durch keine direkte gestört wissen will. Charakteristisch ist die ihr neuerdings so geläufig gewordene Phrase von der Heiligkeit des Eigenthums, der Familie und der Religion. Sie führt dieselbe stets im Munde, versteht jedoch unter Eigenthum das liberale Erwerbsrecht, welches ihr indirekte Angriffe auf das Eigenthum Anderer und diesen weder direkte noch indirekte auf das ihrige gestattet; unter Familie nicht etwa ein sittliches, allen Gliedern der Gesellschaft zugängliches, zur Erreichung der höchsten menschlichen Zwecke bestimmtes, sondern nur ein zur Vererbung des Vermögens, also auch nur für die bestehende Klasse bestehendes Institut, und unter Religion — ein in ihrem Munde zur Lästung werdendes Wort — eine ganz annehmbare Polizeimaßregel zur Zügelung Derer, die in dieser Welt für sie arbeiten und in jener den Lohn dafür empfangen sollen. — So Marlo 1848. Besser ist seitdem unsere Bourgeoisie sicher nicht geworden!

## Politische Uebersicht.

Die geistige Reichthagsstimmung glich der Ruhe nach dem Sturm. Die Redner sprachen durchweg monoton und konnten das Interesse des Hauses nicht erwecken. Man merkte, daß an den einmal festgestellten Beschlüssen der zweiten Lesung des Staats nichts oder doch nur sehr wenig zu ändern war. Man hofft heute mit der dritten Lesung des Staats fertig zu werden. Morgen würde dann ein „Schwerinstag“ sein mit der Tagesordnung: Antrag Junggren (dänische Sprache in den Schulen), Antrag Aldermann (Jannungen) und Antrag Grillenberg (Arbeiter-Schutzgesetz). Doch dürfte der letztere Antrag kaum noch zur Verathung gelangen. Derselbe würde dann noch bis zu dem folgenden „Schwerinstag“ hinausgeschoben werden. Die nächste Woche wird voraussichtlich mit der zweiten Verathung der Dampfsubventionsvorlage ausgefüllt werden.

Die Ausdehnung der Kriegskontrole auf Reis hat bereits zu lebhaften Kontroversen geführt. Die Hamburger Abeder haben bereits vor einigen Tagen auf den Schaden hingewiesen, welcher der deutschen Schifffahrt durch die Proklamation der französischen Regierung droht und jetzt hat sich auch die Kieler Handelskammer zu einer Petition an den Handelsminister entschlossen. In derselben wird ausgeführt, daß es für Schleswig-holsteinische Dampfer

Vom Urvater an bis heute hat es immer Menschen gegeben, die eine Larve vorbanden.

Da ist unser Bettelmännchen dort! Sein Vater war ein dunkler Ehrenmann, der mit sauren Gurken und marinirten Heringen und Schnaps handelte. Der Sohn aber ist ein sehr reicher Mann geworden, der eine Villa, Equipagen, Livreebediente hat. Er versichert aber Jedem, daß er stolz darauf sei, ein Plebejer zu sein, ein Sohn des Volks. Viele glauben es und er wird auch so lange ein Sohn des Volkes bleiben, bis sein gläubigster Wunsch erfüllt und er in den Reichstag gewählt ist. Welche Aussichten eröffnen sich dann seinem heimlichen Ehrgeiz! Er giebt seine Karte bei dem Minister ab. Er erhält Einladungen zu Soupers und Frühstücken bei Erzellenzen. Seine politischen Anschauungen empfangen durch den intimen Umgang mit Geheimräthen eine ungeahnte Bereicherung. Eines Tages findet der Sohn des Volks, der seine Wahl vor Allem den Plebejern seines Wahlkreises verdankt, daß es sehr sinnlich ist, auf der Linken zu sitzen und ein Platz auf der Rechten viel natürlicher ist. Eines Tages träumt er sogar von einem Generalkonsulat, einem Orden... aber still, verrätherischer Gedanke, hinunter in den fernsten Seelenwinkel, noch bin ich nicht Mitglied des Reichstags!

Die Königin der Nacht, mit welcher unser zukünftiger Abgeordneter plaudert, ist eine junge Wittve von fünf- undzwanzig Jahren, die ihren Gemahl, einen alten Obersten, seit dreizehn Monaten betrauert. Und wie betrauert! Eine Mohrenprinzessin aus dem Lande unserer afrikanischen Schutzverwandten kann nicht in tieferem Schwarz einhergehen, als unsere junge Wittve. Sie war ein armes Mädchen ohne Aussichten, hat aber den alten Haudegen, wie sie jedem erzählt, der sich wegen dieser Ehe mit seiner ganzen Familie überwarf, nur aus wahrer Liebe geheirathet. Täglich fährt sie hinaus nach dem Friedhof, sein Grab zu besuchen. Was kann sie dafür, wenn ihr die Männer nachsehen? Der dunkle Grep hebt ihr blondes Lockenköpfchen, das ist wahr; aber sie kann sich doch die Haare nicht schwarz färben? Sie soll loquett, abenteuerlustig sein. Schändlich! Das Maskenfeste ist ein Akt inter-

sich an der chinesischen Küstenfrachtfahrt betheiligen und im Wesentlichen auf den genannten Fruchtartikel angewiesen sind. Die Eingabe zielt dahin, der Minister möge in geeigneter Weise Schritte thun, daß die erwähnten Maßnahmen gegenüber deutschen Schiffen nicht zur Anwendung kommen.

Die Volksschullehrer und die Kandidaten des Volksschulamts haben nach neuerer Verfügung von jetzt ab zu derselben Zeit ihrer Dienstpflicht zu genügen, wie die zum ersten Mal übenden Ersatzreserven, und dieselben werden künftig so eingestellt werden, daß das Ende ihrer Dienstzeit mit dem Abschluß der 10 wöchentlichen Uebung der Ersatzreserven zusammenfällt.

## Frankreich.

Die Kammer hatte die Debatte über das Zollgesetz gestern noch nicht beendet, die Revision des vom Senate durchberathenen Budgets wird daher frühestens heute beginnen können. Inzwischen haben die verschiedenen Fraktionen hinsichtlich der vom Senate vortrugen Abänderungen bereits Beschlüsse gefaßt, aus denen erhellt, daß die Majorität der Kammer sich entschieden weigert, die vom Senate wiederhergestellten Kredite im Betrage von über 7 000 000 anzunehmen. Mit einer einzigen Ausnahme hat der Senat die Budget-Positionen wieder hergestellt, wie dieselben in dem der Kammer unterbreiteten Regierungsentwurfe ausgeführt waren. Die Verfassung enthält keine Bestimmung in Bezug auf die Lösung eines Konfliktes zwischen den beiden Kammern, der deshalb nur durch gegenseitige Zugeständnisse geschlichtet werden kann. Dazu scheint aber im gegenwärtigen Falle die Majorität der Kammer wenig geneigt, und es sieht zu befürchten, daß sie vom Senate verlangen wird, die Streichungen der Kammer gutzubehalten. Mit Ausnahme der Rechte verliert die gesammte Kammer den Grundtag, daß den Deputirten, welchen die Initiative in allen Budgetfragen verfassungsmäßig gebührt, auch das letzte Wort in diesen Fragen zukommt. Hiernach bleibt dem Senate nur übrig, die Waffen zu strecken, was er aber ebensowenig thun wird, wie die Kammer dazu geneigt ist. Auf die Budgetdebatte soll sofort die Dislokation des Wahlfestes folgen. Daß die Majorität die Abänderung des Wahlmodus und die Einführung des Plurimums beschließen wird, gilt als gesichert, aber in Bezug auf einige wichtige Einzelfragen herrscht noch eine vollständige Ungewißheit.

Die durch Studenten und sonstige Chauvinisten verübten Ausschreitungen, welche sich unter der Regide des bekannten Bülzel-Patrioten abgewickelt haben, geben Henry Roches fort zu folgenden Aeußerungen in seinem „Intransigent“ Veranlassung. Er schreibt: „Der Derouledismus ist eine neuerlich von der medizinischen Akademie festgestellte Krankheitsform. Die Erscheinungen dieses sonderbaren Leidens sind derart denen der Sündmuth ähnlich, daß Herr Pasteur mit der Auffindung des Bazillus beauftragt ist. Der Derouledismus zeigt sich bald durch den Trieb, Bierhäuser zu verwüsten, wo man deutsches Bier verkauft, bald durch die Manie, Fahnen herunterzureißen unter dem Vorwand, daß sie nicht dreifarbig sind! Herr Deroulede glaubt von den Leichenbestattern ein Privileg zur Entfaltung von Driflammen beim Beerdnig von Tongklinglampfern erworben zu haben... Seit fünfzehn Jahren verspricht der Erfinder des Derouledismus uns die Wiedererlangung von Ehre und Achtung. Die einzige deutsche Fahne, die er bis jetzt erobert hat, ist indessen die am 14. Juli aus einer Draperie im Grand Hotel herausgerissene... Für die rote Fahne zeigt Herr Deroulede eine Erregung, die er mit den spanischen Stieten zeigt. Man hat gefragt, warum derselbe statt das Publikum mit seinen Demonstrationen zu langweilen, nicht seinem Patriotismus in Tongkling Luft macht. Nunmehr weiß man, wie das zusammenhängt — es ist der Abscheu vor dem Rothen, was diesen Ritter zurückhält. Tongkling ist ja vom Rothen Bluffe durchströmt und um dahin zu kommen, muß man gar das Rothe Meer passiren. Zufällig sind auch die Möbel in meiner Redaktion mit rothem Tuch ausgeschlagen, nur würde ihm ein Einbrechen bei mir theurer zu stehen kommen, wie sein Abenteuer in der deutschen Bierkneipe.“

## Dänemark.

Im Folkething fand am vorigen Donnerstag die zweite Lesung des Gesetzesentwurfs statt, in welchem die Regierung die Vollmacht zur vorläufigen Erhebung der Steuern und Ausgaben sowie zur Bestreitung der laufenden und anderer nöthigen Ausgaben für die Zeit vom 1. bis 30. April

nationaler Wohlthätigkeit, der zum Besten der durch Erbbeben heimgesuchten Spanien veranstaltet worden ist. Sonst hätte keine Macht der Erde die arme junge Oberstin hierhergebracht... Diesen blauen Domino, welcher den langen, hageren Herrn umhüllt, der seit einer Viertelstunde jene beiden kleinen, äppig geformten Debardeurs verfolgt — zwei pikante Chansonettensängerinnen — hat ersterer Forschungstrieb auf den Boden des Ballsaales geführt. Würde er seine schwarze Halbmaske fallen lassen, so würde man das lange, faltige Gesicht eines frommen Kirchenraths aus der Provinz erblicken, der sich persönlich überzeugen will, ob die Sittenlosigkeit in der großen Stadt so arg sei, wie man sie schildert, ob die Damen wirklich mit so tief ausgeschnittenen Kleidern auf den Ball gehen... Die blendenden, weißen Schultern der beiden kleinen Debardeurs beweisen ihm, daß es wirklich so ist. O, er muß diese reizenden Sänderinnen befehlen... und wenn es ihm drei Flaschen Sekt kosten sollte... Doch genug von dem Nummenschanz zwischen den Wänden eines Ballsaales.

Die Larve hat ihr Recht geübt auf offenem Markte seit Jahrtausenden. Täuschte nicht des Brutus Maske selbst den großen Caesar, bis er an der Pompejus-Säule unter dem Dolch des Verschwörers fiel? Freilich Marf Anton verstand die Kunst noch besser, als Brutus und Cassius, wie uns die Leichenseier zeigt, die er dem todtten Freunde hielt... Ein Sprung über sechszehn Jahrhunderte hinweg, von den Iden des März bis zu einer schwülen Augustnacht in Paris. Wie geschickt wußte seine Maske jener König Karl von Frankreich zu tragen, Coligny, den großen Admiral und die anderen Hugenotten-Häupter in die Rorballe zu locken, bis er die Larve am offenen Fenster des Louvre fallen ließ und nach der Büchse griff, mit der er die flüchtenden Ketzer niederschoss... .

Auch die Demagogen haben zu allen Zeiten die Kunst des Maskenspiels trefflich verstanden, jene großen Kombianten und Egoisten der Weltgeschichte, die das Glück der Nationen im Munde führten und nur an ihr Jch, ihr eigenes Selbst dachten. Von dem atheniensischen Gerber Kleon an bis zu dem verrückten Schneider Jan Vodelt von



in den ...  
mehr ...  
schaffen ...  
en; ...  
schon ...  
Gefahren ...  
nen Geld ...  
sch ...  
haben, ...  
bestehende ...  
Systemen ...  
vektor ...  
ne Thätig ...  
Arbeits ...  
urteilung ...  
aus, ...  
Stunden ...  
ch unend ...  
genügend ...  
rader, ...  
aterial ...  
der Frau ...  
um ein ...  
s. Er hat ...  
Kenntnis ...  
Rückblick ...  
der Sonnt ...  
ung die ...  
liegt ...  
welche ...  
men freil ...  
en. Sch ...  
mission ...  
das Ge ...  
erung ...  
der ...  
der ...  
den ...  
er ...  
en, ...  
bilden ...  
dabe ...  
edner ...  
ander ...  
lungen ...  
Beschwer ...  
durch ...  
betreff ...  
die ...  
die ...  
ng an ...  
t, ...  
von ...  
Blum ...  
wisse ...  
te, ...  
wur ...  
in den ...  
n ...  
Man ...  
höf ...  
Die ...  
ist ...  
in ...  
nen ...  
den ...  
der ...  
Flu ...  
Stunden ...  
Kare ...  
des ...  
Christ ...  
wagend ...  
vielm ...  
ath. ...  
einer ...  
antwor ...  
ich ...  
Blau ...  
mir ...  
ähme ...  
nge ...  
er ...  
dran ...  
nen ...  
sten ...  
nte, ...  
is ...  
er ...  
Rund ...  
e ...  
ent ...

das Material wird auf das Sorgfältigste gesammelt und ge-  
wahrt werden.  
Abg. Dr. Braun: Es ist die Verpflichtung des Reichs-  
tages, die Mißstände, die aus dem Nahrungs- und Genuss-  
mittelgesetz entspringen, endlich zu beseitigen, da er das Gesetz  
gemacht hat und große Schuld daran hat, daß die Dinge so  
kommen sind. Man hat ein Gesetz gemacht, ohne  
in Besitze des notwendigen wissenschaftlichen Materials  
zu sein.  
Abg. Baumbach: Daß die Sache in Fluß ist, genügt  
nicht; es ist Zeit, daß sie zum Abschluß komme. Die Frage  
ist für die Spielwaaren, Buntpapier, die Fabrikation von  
Bandonieren, Akkordeon u. s. w. von der eminentesten Bedeu-  
tung; man weiß heute nicht, welche Farbe man als giftige zu  
behandeln hat und welche nicht. Ich bedauere, daß der  
Antrag, im Wege internationaler Vereinbarungen die Farben  
festzustellen, die nicht verwendet werden dürfen, von dem Bun-  
desrat nicht weiter beachtet worden ist. Die Spielwaaren-  
industrie wird durch die Holzölse schwer geschädigt; um so  
mehr ist es nötig, die Schwierigkeiten, die durch die schwan-  
delnde Gesetzesauslegung entstehen, zu beseitigen.  
Abg. Witte: Es wird nicht möglich sein, ein Gesetz auf-  
zustellen, welches alle Kreise der Industrie zufrieden stellt.  
Daß noch nicht alle Interessenten gehört sind, kann kein Grund  
sein, die Gesetzesänderung hinauszuschieben. So schwierig ist  
die Materie doch auch nicht, daß es noch nicht möglich gewesen  
sein sollte, ein Gesetz vorzulegen, welches wenigstens die  
wichtigsten Uebelstände einigermaßen beseitigen könnte, und  
das dringend notwendig ist.  
Staatssekretär v. Voettker: Wir haben 1882 den  
Versuch gemacht, die Uebelstände einigermaßen zu beseitigen,  
aber die Lösung hat den Beifall des Reichstages nicht gefun-  
den. Wir waren bemüht, die Frage nunmehr einer solchen  
Lösung zuzuführen, die den Beifall der Majorität findet. Die  
Majorität der Interessenten hat sich bis jetzt aber selbst noch  
nicht einigen können. Der gegenwärtige Zustand ist freilich  
schwer, dieselbe fällt aber nicht den Richtern zur Last,  
weil die Mängel liegen in der Schwierigkeit der Materie  
und darin, daß die Sachverständigen sich über die Fragen, die  
zur Beurteilung unterliegen, nicht übereinstimmend aus-  
sprechen.  
Abg. Greve: Die Leichenverbrennungsfrage ist in neuen  
Zeit immer mehr in den Vordergrund getreten. Es ist  
nicht richtig, daß die Begräbnisstätten heutzutage nicht mehr  
gesundheitsgefährlich sind. Es ist eine irrige Meinung, daß  
auch den Verwesungsprozess die Infektionskeime vernichtet  
werden; sie werden im Gegenteil durch den Verwesungs-  
prozess hervorgerufen; getödtet werden dieselben einzig  
und allein durch Verbrennung. Von dem Verein für Feuerbestat-  
tungen in Berlin ist das Reichs-Gesundheitsamt hierüber befragt  
worden; der Verein hat aber nur die Antwort erhalten, daß  
das Reichs-Gesundheitsamt nicht in der Lage sei, darauf zu  
antworten. Dasselbe ist doch aber gerade zu dem Zwecke ge-  
gründet, die Gesetzgebung durch Vorarbeiten zu unterstützen.  
Direktor im Reichs-Gesundheitsamt Köhler: Das  
Reichs-Gesundheitsamt ist nicht in der Lage, sich über Leichen-  
verbrennung zu äußern, da diese Materie nicht in die Reichs-  
gesetzgebung aufgenommen ist; es muß deshalb auf jene  
Anfrage die Erklärung abgegeben werden, die abgegeben  
worden ist.  
Nach einigen Bemerkungen der Abgeordneten Krus-  
berger und Ulrich wird das Kapitel bewilligt.  
Beim Etat der Militärverwaltung bemerkt Abg.  
Bebel: Zu Ende Januar d. J. bräuheten die Zeitungen,  
daß bei einer Hofjagd in Kassel zweihundert Soldaten der  
Kasseler Garnison als Treiber verwendet worden seien; bei  
dieser Gelegenheit sollten vier von ihnen ange-  
schossen worden sein, darunter ein Unteroffizier so schwer,  
daß er in das Garnisonlazareth geschafft werden mußte. Ich  
sehe in dieser Art der Verwendung unserer Truppen  
eine große Ungehörigkeit, die nur durch den unbedingten  
Befehl erklährt wird, mit dem sich die Soldaten den Be-  
fehlen wie den Wünschen der Vorgesetzten in jeder Richtung  
zu unterwerfen haben, einerlei, ob es sich um dienstliche oder  
persönliche Zwecke handelt. Die Beschäftigung als Treiber  
scheint mir mit militärischen Funktionen absolut nicht in irgend  
welchem Zusammenhang gebracht werden zu können. Von den  
Offizieren, welche Jagden besorgen oder gepachtet haben, wird  
es natürlich als große Bequemlichkeit empfunden, das Men-  
schenmaterial, über welches sie dienstlich unbestritten verfügen  
können, auch durch Anordnung für detariige Vergnügungen  
anzuziehen. In diesem Fall sind nun noch Vergnügungen  
anzuziehen, einer derselben ist ins Lazareth gekommen; wer  
trägt die Kosten? Doch das Reich. In einem früheren  
Fall ist etwa vor drei Jahren beim Garde-Schützen-  
bataillon in Potsdam ein Soldat durch den Haupt-  
mann Brinzen Radzivil auf der Jagd angeschossen worden.  
Es wurde nach fünf Monaten als geheilt aus dem Militär-  
lazareth, zugleich aber auch, weil dienstuntauglich geworden,  
aus dem Militärdienst entlassen, ohne jeden Anspruch auf  
Pension, der auch gar nicht erhoben werden kann, weil er sich  
die Belegung ausserdienstlich zugezogen hat. Es scheint jetzt  
beim Landgericht in Potsdam ein Prozess gegen den Hauptmann  
Brinzen Radzivil; der Mann ist nämlich durch die Verwendung  
seines Heines dauernd in seinem Erwerb behindert. Ich erwarte,  
daß der Kriegsminister heute positiv erklärt, ob die Offiziere  
verpflichtet sind, Soldaten zu derartigen Dienstleistungen für  
ihre privaten Vergnügungszwecke heranzuziehen, und daß er  
ebenfalls die Wiederkehr solcher Mißbräuche unmöglich macht.  
Eine andere Beschwerde, welche ich vorzubringen habe, bezieht  
sich ebenfalls auf die Militärverwaltung. Vor einigen Tagen  
hat ein Landeshut in Schlesien in der Fabrik des Kommerzien-  
rathes Epner eine große Arbeitseinstellung stattgefunden, weil  
dieser Mann seine Arbeiter in wahrhaft betrüblicher Weise  
in ihrem Lohn verfürzt hat. Die Arbeiter wagten zuerst nicht,  
bei dem großen sozialen Druck, unter dem sie ständen, sich zu  
beschweren (Rufe rechts: Zur Sache! Militäretat!); die er-  
folgte Remedur ist schließlich so unzureichend gewesen, daß die  
Arbeiter die Einstellung der Arbeit haben eintreten lassen, und  
die ganze Bevölkerung von Landeshut steht auf ihrer Seite.  
(Wiederholte Rufe: Zur Sache!) Dieser Kommerzienrath Epner  
ist zugleich Mitglied eines sehr großen Militär-Manufaktur-  
warengeschäfts in Wien und einer der bedeutendsten Lieferan-  
ten für Militärrartikel. Erst vor wenigen Wochen hat er vom  
Königlichen Proviandamt eine sehr bedeutende Bestellung auf Dreil-  
eck erhalten und zwar zu Preisen, welche höher sind als diejenigen  
seiner Konkurrenten. Es wäre doch Aufgabe der Militärver-  
waltung, mit Strenge darauf zu sehen, daß Geschäftsun-  
ternehmer, die ihre Lieferanten nicht in dieser Weise ihre  
Arbeiter schädigen, daß solche ein für allemal von den Staats-  
bestellungen ausgeschlossen werden. (Zustimmung links.) Nach  
dem Erlaß des Sozialistengesetzes sind für die Submittenten  
auf Staatslieferungen bezüglich der von ihnen beschäftigten  
Arbeiter sehr schwere Bestimmungen erlassen worden. Diese  
Bestimmungen sind noch heute in Kraft und namentlich fällt  
es die Militärverwaltung für ihre eigenste Pflicht, soweit an  
ihre Hand liegt, dafür zu sorgen, daß die sozialistischen Ideen nicht  
verbreitet werden. (Sehr richtig! rechts.) Das ist ein sehr  
wichtiger Grundlag, einen Gänzlichungsvertrag so als all-  
gemeinen Staatsgrundlag aufrecht erhalten zu wollen; aber aus  
diesem Grunde sollte sie doch nicht Untertanen unterwerfen,  
welche durch ihr Verhalten notwendig die sozialdemokratischen  
Bestrebungen mittelbar fördern! Ich hoffe, es bedarf nur dieser  
Anregung, um den Minister zur Remedur zu veranlassen. (Bei-  
fall bei den Sozialdemokraten.)  
Kriegsminister Bronsart von Schellendorf: Die  
Verwendung von Soldaten als Treiber bei den Jagden  
erfolgt nicht auf dem Wege des Kommandos. Wenn Mann-

schaften, welche ihrer aktiven Dienstpflicht genügen, bei den  
Treibjagden Verwendung finden, so wird unter keinen Um-  
ständen auch nur ein Mann dazu gezwungen. Es ist das eine  
freiwillige Leistung, ein Befehl wird nicht erlassen. Die Leute  
werden dafür honorirt und thun es, wie ich Ihnen nebenbei  
verrichten kann, sehr gern. Der Soldat hat im Allgemeinen  
schon eine Neigung, sich an der Jagd zu betheiligen.  
Es ist das ein männliches und anständiges Vergnügen  
(Lachen links), ich höre dort Lachen, ich bedauere wirklich,  
daß auf jener Seite so wenig Jäger sitzen. (Heiter-  
keit rechts.) Ich wiederhole, es handelt sich um eine freiwillige  
Leistung, zu welcher die Kompagniechef, wenn es geht, vom  
Dienst dispensiren, letzteres geschieht auch bei anderen Gelegen-  
heiten. Wir gehen nicht darauf aus, die Leute übermenschlich  
im Dienste zu schinden, sondern wir sind auch dafür, daß der  
Soldat, sobald es möglich ist, seinen freien Tag und sein  
Vergnügen haben kann. Wenn es ein Vorwurf sein soll, daß  
ein Mann, der außerhalb des Dienstes verwundet wurde, im  
Militärlazareth behandelt wird, so finde ich diesen Vorwurf  
nicht gerade human. Wir behandeln jeden Soldaten, der er-  
krankt ist, sogar wenn er die Krankheit selbst verschuldet hat,  
im Militärlazareth. Daß Treiber angeschossen werden, kommt  
nicht bloß bei Offizieren vor, die das Gewehr doch leidlich  
zu handhaben wissen, sondern auch bei anderen Ständen. Für  
die Folgen hat natürlich der einsetzende, der für die Verwun-  
dung verantwortlich ist. Der Prozess gegen den erwähnten  
Hauptmann ist ein Zivilprozess; was gibt der den Militäretat  
an? (Sehr richtig! rechts.) Zum Falle Landeshut bemerke ich,  
daß die Militärverwaltung einen sehr strengen Maßstab an  
solche Lieferanten anlegt. Wir schließen sehr viele Personen  
aus und würden auch den genannten ausschließen, wenn  
uns greifbar nachgewiesen wäre, daß dieser Mann wirklich  
seine Arbeiter betrogen hat. Ich denke doch, wer seine  
Arbeiter betrügt, kommt vor die Gerichte. Die Ar-  
beiter werden doch jedenfalls klagen. (Rufe bei den  
Sozialdemokraten: Geheißt auch!), und es wird doch jeden-  
falls wegen Betruges erkannt werden. Sollte das geschehen,  
dann wird der Mann keine Lieferung mehr bekommen. (Sehr  
gut!) Wir wollen lauter anständige Leute zu Lieferanten.  
Wenn also jene Behauptung wahr ist, daß der genannte Herr  
— ich geneige ja nicht das Vorrecht, hier von Leuten ohne  
Weiteres sagen zu dürfen, sie haben betrogen. (Heiterkeit  
rechts.) Ich enthalte mich also, den Namen zu nennen  
— so mache ich mich ohne Weiteres hier anheischig,  
daß der Mann nicht wieder eine Lieferung bekommen wird.  
(Beifall rechts.)  
Abg. Singens fragt unter Bezugnahme auf Spezial-  
fälle an, ob die Kompagniechefmacher und Schneider nicht  
zur Kirche geführt werden, selbst dann nicht, wenn die ganze  
Kompagnie zur Kirche kommandirt wird.  
Kriegsminister v. Bronsart erklärt, von den Spezial-  
fällen keine Kenntniz zu haben. Verhüt dies auf Wahrheit,  
so läge hier ein sehr bestimmter, belagender Vorstoß gegen  
die allerhöchsten Bestimmungen vor.  
Abg. Richter: Es ist mir sehr wohl bekannt, daß die  
Soldaten als Treiber nicht kommandirt werden; indessen bei  
den großen diskretionären Befugnissen, welche die Vorgesetzten  
im Militärdienst über ihre Untergebenen haben, ist der Be-  
griff der Freiwilligkeit sehr oft sehr zweifelhaft, zumal nach der  
Theorie von unbedingtem Gehorsam. Es kommt auch darauf  
an, ob bei den Soldaten die Vorstellung lebendig ist, daß sie  
eine freiwillige Dienstleistung thun. Schon um Mißverständnisse  
zu vermeiden, wäre es dringend wünschenswerth, daß die Soldaten  
nicht im Privatinteresse von Vorgesetzten verwendet werden,  
abgesehen von Fällen, wo solches wie im Buchendienst reale-  
mentenmäßig geordnet ist. Aber auch die volle Freiwilligkeit  
vorausgesetzt, entsteht die Frage: Wo bleibt der Dienst? Wir  
ist vielfach verkehrt worden, den Dienst haben die Uebrigen zu  
thun und zwar um so mehr Dienst, um ihre Kameraden für die  
Treibjagden frei zu machen. Mir scheint auch diese männliche,  
anständige Beschäftigung, von der der Kriegsminister sprach —  
nota bene, an der Jagd nehmen die Soldaten nicht Theil,  
sondern nur am Treiben (Heiterkeit links) — für die Schonung  
der Uniform nicht besonders zuträglich. Es ist das übrigens  
nicht bloß in Kassel Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit  
geworden, sondern auch in der Nähe von Berlin und in Schles-  
ien haben solche Verwendungen in sehr großem Umfange im  
November und Dezember stattgefunden, und aus einer großen  
Zahl von Zuschriften, die mir von Personen zugegangen sind,  
mit denen ich sonst keine Beziehungen unterhalte, geht mir  
hervor, daß in der That diese Verwendung unserer Truppen zu  
eigenhümlichen Betrachtungen vielfach Anlaß giebt. Verschie-  
dene Male haben wir es im Interesse der Finanzen verlangt,  
wie früher die Soldaten nicht schon mit dem fünften November  
einzustellen, sondern zu einem späteren Termin, zumal im No-  
vember und Dezember der Dienst keine besonderen Anforderungen  
erfordert. Diese Forderung ist von der Regierung auf's  
Entschiedenste zurückgewiesen worden; sie hat sich auf das  
Septennat berufen und erklärt, sie könne auch nicht einen  
einzigsten Tag von der Dienstzeit missen, ohne die Wehrfähig-  
keit in Frage zu stellen. Wenn man nun sieht, daß die  
nationale Wehrkraft nicht durch solche Dinge, wie die Ver-  
wendung von Soldaten als Treiber, in Frage gestellt wird, so  
ist das ein neuer Beweis dafür, daß die gegenwärtige Dienst-  
zeit in ihrem Umfange nicht gerechtfertigt ist (Widerspruch  
rechts), daß man bei einer Beschränkung der Verwendung der  
Soldaten auf das, wozu sie bestimmt sind, auf die Ausbil-  
dung für den Kriegsdienst, auch mit kürzerer Dienstzeit aus-  
kommen kann. (Erneuter Widerspruch und Lärm rechts.)  
Wenn dem Soldaten die Wahl gestellt wird, so zweifle ich  
nicht, daß er gern auf die sogenannte männliche und an-  
ständige Verwendung als Treiber verzichten und lieber  
etwas früher zu seinem bürgerlichen Beruf zurückkehren wird.  
(Beifall.)  
Kriegsminister Bronsart v. Schellendorf: Herr  
Richter hat gesagt, daß es eine eigenhümliche Sache mit der  
Freiwilligkeit in der Armee sei. Aber Niemand wird leugnen  
können, daß Soldaten auch freiwillig ihren Offizieren etwas  
zu Liebe thun. (Lachen links.) Wer das behauptet, der weiß  
einfach nicht, was die der Offizier jeden Augenblick bereit ist,  
für den Soldaten einzutreten, so auch der Soldat. Wenn die  
Herren das nicht wissen, so sollten sie sich noch nachträglich  
zum Freiwilligendienst melden. (Heiterkeit!) Die Sache liegt  
einfach so, daß wenn jetzt der Hauptmann 20 Leute, die als  
Treiber an einer Jagd theilnehmen sollen, auffordert vorzu-  
treten, die ganze Kompagnie sich meldet. Erster ist die Frage  
des Abgeordneten Richter, wo dann der Dienst bleibe. Auf  
diese Frage aber haben die Offiziere nur ihren Vorgesetzten in  
der Armee eine Auskunft zu erteilen. (Lärm links.) Die  
heutigen Angriffe auf die Armeeverwaltung wundern mich  
nicht; wenn irgendwo der Armee etwas am Beuge zu finden ist,  
wenn das Bild aufgespürt ist, kann ich heute ja wohl sagen,  
wird die ganze Meute laut (Heiterkeit rechts); sie wundern mich  
vor Allem bei dem Herrn Vorredner nicht, der sich ja zum  
Vertreter aller Angriffe auf die Armee gemacht hat. (Große  
Lärm links.) Herr Richter hat weiter gemeint, man solle  
anstatt den Soldaten für Treibjagden zu verwenden, lieber eine  
Verfürzung der Dienstzeit eintreten lassen. Aber seine An-  
regungen werden nicht. Ich würde es nicht billigen, wenn Ar-  
kuten auch nur in vereinzelten Fällen zu Treibjagden ver-  
wendet würden. Wenn aber die Tage, die zur Treibjagd  
verwendet werden, wirklich zu einer Verfürzung der Dienstzeit  
verwendet werden sollten, so würde die Verfürzung nur eine  
geringe sein. Man könnte dabei nicht dazu kommen, die Dienst-  
zeit von 3 auf 2 Jahre herabzusetzen, wie das ja immer von  
den Herren links verlangt wird. Nicht einmal Wochen würden  
herauskommen, sondern höchstens zwei bis drei Tage im Jahre.  
Uebrigens liegt es auch im Interesse des Dienstes, daß für die

Treibjagden nicht immer dieselben Leute genommen werden.  
Ich bin ganz fest überzeugt, daß wenn jetzt ein Verbot er-  
lassen würde, Soldaten für Treibjagden zu verwenden, den  
Soldaten nur ein Schaden zugefügt würde, die einen solchen  
freien Tag als einen angenehmen Zwischenfall in dem ewigen  
Einerlei des militärischen Dienstes aufzufassen. (Beifall  
rechts.)  
Abg. Bebel: Ich bin mit Herrn Richter einverstanden,  
daß von einer Freiwilligkeit bei den Soldaten nicht viel die  
Rede sein kann. (Natürlich! rechts.) Natürlich! Ich möchte  
den Soldaten sehen, der es wagte, einem Wunsche seines Vor-  
gesetzten nicht nachzukommen. (Sehr richtig! links.) Der Herr  
Kriegsminister hat gemeint, daß eine wesentliche Verfürzung  
der Dienstzeit nicht herbeigeführt werden könne, wenn man  
aufhöre, die Soldaten zu Treibjagden zu verwenden. Aber die  
mißbräuchliche Verwendung von Soldaten ist doch auch bei  
anderen Dienstleistungen bemerkt worden. Ist es doch abbe-  
kannt, daß jeder Unteroffiziersfrau ein männlicher Dienstoff-  
zur Verfügung steht (Widerspruch rechts), allerdings nicht auf  
Grund der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen, sondern auf  
Grund der Gewalt, welche der Herr Unteroffizier ausübt. (Er-  
neuter Widerspruch rechts.) Gehen Sie doch nur in einer  
Garnisonsstadt auf den Markt. Sie können dort stets Unter-  
offiziersfrauen in Begleitung von Soldaten mit Hentelkörben  
sehen. Daß der Soldat Abwechslung wünscht in dem ewigen  
Einerlei des Dienstes bestreite ich nicht. Aber dann verstatte  
man auch Privatleuten, die Soldaten aus dem Dienste heraus-  
zuziehen. Da würde allerdings die Antwort nicht anders lauten,  
daß der Dienst dem im Wege stehe. In Bezug auf  
den Fall Epner hat der Herr Kriegsminister gesagt,  
daß wenn demselben durch gerichtliches Urtheil Betrug nach-  
gewiesen wäre, er sicher keine Lieferungsordres mehr erhalten  
würde. Das ist mir angenehm zu hören, aber ich habe das  
auch als selbstverständlich vorausgesetzt. Mein Wunsch ging  
aber noch weiter darauf, daß Leute, die von der Militärver-  
waltung Aufträge erhalten, angehalten werden, ihre Arbeiter  
menschlich zu behandeln. Die Militärverwaltung soll auch hier  
darauf hinwirken, derartige Unzuträglichkeiten abzustellen,  
und nicht nur da, wo es sich um Betrug handelt. Ich bemerke  
übrigens noch, daß ich, indem ich den Namen des Fabrikanten  
nannte, meine Immunität als Abgeordneter nicht gemißbraucht  
habe. Der Name war schon in den Zeitungen genannt, ohne  
daß Herr Epner dagegen Einspruch erhoben hätte; er wird  
sich auch hüten, das zu thun.  
Abg. v. Kölliker: Der Herr Kriegsminister hat den Landes-  
hüter vorfall so vollständig erledigt, daß ich nicht begreife,  
weshalb Herr Bebel noch einmal auf denselben zurückgekommen  
ist. Wenn nun er und auch Herr Richter bestreiten haben, daß  
es Freiwilligkeit gäbe in der Armee, so haben die Herren, die  
wohl beide nicht Soldat gewesen sind, bewiesen, daß sie keine  
blasse Ähnung von den Beziehungen der Soldaten zu den  
Offizieren haben. (Widerspruch links.) Sie haben ja selbst  
den Beweis geliefert. In der ganzen Armee liegen die  
Verhältnisse so, daß jeder Soldat mit Freunden den Wunsch  
seines Vorgesetzten erfüllt; denn er weiß, daß ihm nichts Un-  
gehörliches zugemuthet wird. Wenn nun weiter von den  
Herren gefordert wird, daß die Soldaten nur zwei Jahre  
dienen sollen, so spricht das nur für die totale Unkenntniz  
aller militärischen Verhältnisse. (Rufe links: Das haben Sie  
ja bereits gesagt.) Ich wiederhole das so lange, bis auch Sie  
es glauben werden. (Lachen links.) Es soll eine nicht an-  
ständige Passion sein, als Treiber zu dienen. Ich frage alle  
Jäger hier im Hause, ob sie nicht auch einmal Treiber gewesen  
sind. Und ist es nicht auch mit dem Parlament ähnlich wie  
mit der Jagd? Sind Sie nicht alle auch einmal parlamen-  
tarische Treiber gewesen? (Lachen links.) Auch Herrn Richter  
kann ich den Rath geben: wenn Sie ein guter Jäger werden  
wollen, versuchen Sie es erst einmal als Treiber. (Beifall  
rechts, Lachen links.)  
Abg. Windhorst: Diese einfache Frage, ob die  
Leute auch als Treiber benutzt werden können, hat eine ganz  
außerordentliche Dimension angenommen; man hat sogar  
die zwei- oder dreijährige Dienstzeit, das Verhältnis  
der Leute zu den Offizieren u. s. w. in Betracht  
gezogen. Die Frage der Dienstzeit gehört gar nicht  
hierher. Es handelt sich einfach darum, inwiefern die  
Leute während ihrer Dienstzeit zu Privatwecken freiwillig  
sich sollen verwenden lassen. Da ist denn nun behauptet wor-  
den, daß in Bezug auf eine zweifache Art der Verwendung  
Freiwilligkeit nicht stattfindet: beim Jagen und bei Verrichtung  
häuslicher Dienste, bei Ankäufen auf dem Markt, wo die Sol-  
daten die Körbe tragen u. s. w. Ich weiche in dieser Frage  
von den Herren Bebel und Richter gänzlich ab. Auf mich  
macht die Begleitung des Soldaten auf dem Markte, das  
Tragen der Körbe u. s. w. immer einen höchst angenehmen Eindruck,  
wenn ich diese jungen Männer, frisch, gesund und kräftig, so  
gemüthlich in der Gesellschaft sehe (Heiterkeit); und es ist ganz  
nützlich und gut, daß sie auf diese Weise in der That dem  
Familienleben etwas näher gerückt werden und nicht  
ausschließlich dem Kasernenleben anheimfallen. Wahr-  
haft freuen sollten wir uns, daß in dieser Weise die  
jungen Männer auch von der Seite des Gemüthlebens er-  
zogen werden. (Große Heiterkeit.) Ich begreife wirklich nicht,  
meine Herren, was Sie darin hinteres finden: es ist das eben  
das Leben, wie es ist. Man soll doch nicht glauben, daß diese  
jungen Männer nicht ebenso, wie auch andere, das Leben gern  
nahe sehen, und es ist für ihre innere Bildung nützlich, daß  
sie dem Gemüthleben näher geführt werden. Gerade je  
strammer der Dienst ist, je schärfer er in der Kaserne herrscht,  
desto mehr ist es notwendig, daß auch dieses Wildere an sie  
herantritt, und wenn Sie diese Männer fragen, so werden sie  
Ihnen alle sagen: wir sind ganz zufrieden. Die Leute, die  
man in solcher — ich will sagen — Familienarbeit sieht, sind  
meistens Offiziersburshen, und wenn Sie sich erkundigen, ob  
sie gern da sind, so danken wohl alle dem Himmel, daß sie auf  
diese Weise vieler anderer Placereien entbunden sind. Hier  
also zweifle ich an Freiwilligkeit nicht eine Sekunde. Was  
dann das Jagen betrifft, so muß ich sagen, daß der Ver-  
such, den Mannschaften die Gelegenheit zu nehmen,  
als Treiber auf der Jagd mitzuwirken, ein sehr  
glücklicher ist. Das ist nun eine Sache, die ich  
aus dem Grunde vertheile. Denn ich habe in meiner  
Jugend vom achten Jahre an immer in den Reihen der  
Treiber auf der Jagd mitgeholfen (stürmische Heiterkeit), und  
wenn ich so über mein Leben nachdenke, dann ist mir die Er-  
innerung an diese Zeit immer angenehm und erfreulich, und  
ich habe noch heute nicht vergessen, wie viel Wildschweine, wie  
viel Rehe und Hirsche ich ausgejagt habe; geschossen habe ich  
nachher weniger, weil mein Auge anfang, mich zu verlassen.  
Gerade die Natur dieser Beschäftigung verbürgt die Frei-  
willigkeit der Theilnahme, und wenn der Herr Kriegsminister  
gesagt hat, wo die Mannschaft einer Kompagnie aufge-  
fordert wurde, sich zu solchem Jagddienst zu melden, da melde  
sie sich ganz, so ist dies Wort durchaus aus dem Leben gegriffen.  
Ich habe ihn nie mit mehr Erfolg sprechen gehört als heute bei  
dieser Jagdangelegenheit. (Stürmische Heiterkeit.) Würde hier  
etwas gesagt oder ein Antrag gestellt in der Rich-  
tung, da dieses Vergnügen der Mannschaft ent-  
zogen werden sollte, so würde ich die heftigste Opposition da-  
gegen machen, und ich nahm nur das Wort, damit neben der  
Stimme des Ministers auch eine andere Stimme sich für dieses  
Soldatenvergnügen erhebe, und damit der Herr Kriegsminister  
gehört würde, den Leuten, so viel es irgend denkbar ist, dieses  
Vergnügen gütlich zu gestatten. (Heiterkeit und Beifall.) Daß  
der eigentliche militärische Dienst dabei nicht zu kurz kommen  
wird, davon bin ich bei der Strammheit desselben, wie er im  
preussischen Heere herrscht, vollkommen überzeugt, und ich bin  
sicher, daß die Leute darum nicht weniger marschiren lernen,

nicht weniger schießen und treffen als sonst auch. Lesen wir doch den Tacitus: die alten Deutschen sind immer Jäger gewesen, und diese Leute können doch nicht alle zu den Schützen gebracht werden; lassen Sie sie also bei den Treibern sein! Ich würde mich mit Vergnügen ihnen anschließen. (Große Heiterkeit.)

Bei dem Kapitel „Geldverpflegung der Truppen“ ersucht

Abg. Stolle den Kriegsminister, die Gründe anzugeben, welche zu dem Erlaß geführt, durch den allen Militärmuskeln verboten worden ist, dem Allgemeinen deutschen Musikersverband anzugehören. Er fragt ferner über die Konkurrenz der Militärmusik mit dem Privatgewerbe.

Minister Bronsart von Schellendorff lehnt es ab, die Gründe für den Erlaß anzugeben. Vermögensrechtliche Interessen der Einzelnen seien durch denselben nicht geschädigt worden, insofern den bisherigen militärischen Mitgliedern des Musikersverbandes gestattet ist, auch ferner in der zum Verbands gehörigen Wittwen- und Waisenkasse zu bleiben.

Das Kapitel wird bewilligt.  
Beim Kapitel „Bau und Unterhaltung der Festungen“ bittet

Abg. Heine die Kriegsverwaltung um eine möglichst schonende Handhabung der geltenden Rayonbestimmungen gegenüber den Privatinteressenten.

Das Kapitel, sowie der Rest des Militärelaß wird bewilligt; ebenso die Etats der Marine- und der Reichsjustizverwaltung.

Um 4 1/2 Uhr vertagt das Haus die weitere Beratung bis Freitag 12 Uhr.

### Vereine und Versammlungen.

Für die Mitglieder sämtlicher Filialen der Allgemeinen Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (Eingetragte Hilfskasse Nr. 29, Hamburg) Berlin's, sowie der Filialen Niederschönweide und Charlottenburg, findet am Sonntag, den 8. d. M., Vorm. 10 Uhr, im Lokale, Neue Schönhauserstr. 20, Palmensaal, eine große Versammlung statt, mit der Tagesordnung: 1. Bericht über den Antrag des Vorstandes, betr. Abhaltung einer außerordentlichen Generalversammlung in Braunschweig. 2. Statutenberatung. 3. Wahl von 16 Delegierten. 4. Verschiedenes. Die Mitglieder werden ersucht, der hochwichtigen Tagesordnung wegen zahlreich zu erscheinen, Mitgliedsbuch legitimiert.

Eine öffentliche Versammlung der Radler und Siebmacher findet Sonnabend, den 7. März, Abends 8 1/2 Uhr, im Lokale Arminhallen, Kommandantenstr. 20, statt. Tagesordnung: Wie stellt sich der Fachverein den Reistern gegenüber? — Da Herr Mitau sein Erscheinen zugesagt hat, bitten wir Meister und Gesellen, recht zahlreich zu erscheinen. Neue Mitglieder werden dabeisitz aufzunehmen.

Große öffentliche, General-Versammlung der Schlosser und Berufsge nossen am Sonntag, den 8. März, Vormittags 10 Uhr, im Emberg's Lokal, Schumannstraße 14. Tagesordnung: 1) Die Nothwendigkeit einer strammen Organisation

unseres Gewerks. Referent: Herr B. Westländer. 2) Diskussion über den Vortrag. 3) Die 11 stündige Arbeitszeit, sowie die Sonntag- und Nachfeierabendarbeit in verschiedenen größeren Werkstätten und die schädlichen Folgen derselben. Die Werkstätten werden in den Versammlungen bekannt gemacht. 4) Verschiedenes. — Recht zahlreiche Beteiligung erwartet, besonders aus dem Norden, die Lohnkommission der Schlosser und Berufsge nossen. — Gelder zu dem Generalunterstützungsfonds nehmen entgegen: 1) Birch, Breslauerstraße 13. 2) Alter, Dieffenbachstr. 11, III. 3) Klink, Fürbringerstraße 28, Hof part. 4) Köderig, Bülowstraße 88. 5) Armerding, Karlstr. 17, S. r. IV. 6) Karls, Grenzstr. 10, v. IV. 7) Krüger, Weinstr. 31. 8) Kluge, Mulackstr. 22, v. I. 9) Wilhelm, Wilhelmstr. 94, S. IV. 10) Schmid, Gr. Frankfurterstr. 44.

Eine Mitglieder-Versammlung des Vereins zur Wahrung der materiellen Interessen der Fabrik- und Bauarbeiter in Berlin findet am Sonntag, den 8. d. M., Vormittags 10 1/2 Uhr, bei Keller, Andreasstr. 21 im oberen Saal statt. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Michelsen über das Arbeiter-Schutzgesetz. 2. Diskussion und Verschiedenes. Gäste sind willkommen. Neue Mitglieder werden aufgenommen.

Eine große Versammlung des Arbeiter-Bezirks-Vereins der Rosenthaler Vorstadt findet am Montag, den 9. März, Abends 8 Uhr in der neuen Markthalle, Schönhauser Allee 166, statt. T.-D.: 1. Vortrag des Herrn Dr. Heymann über „Die Todesstrafe“. 2. Vorlegung von Petitionen. 3. Verschiedenes. 4. Fragelasten. Das Erscheinen der Mitglieder ist dringend geboten. Gäste willkommen.

Versammlung der Mitglieder der Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Tischler und anderer gewerblicher Arbeiter für die örtliche Verwaltungsstelle Berlin E. Sonntag, den 8. März, Abends 8 Uhr, im Weddingpark, Müllerstraße 178. T.-D.: 1. Statuten-Beratung. 2. Wahl eines Delegierten zur Generalversammlung. 3. Wahl eines Orts-Sekretärs und eines Schriftführers. Mitgliedsbuch legitimiert.

Rixdorf. Die Rixdorfer Tischler wollen jetzt auch endlich mit vorwärtsstreben und mit den Berliner Tischlern einmütlich vorgehen. Bereits am nächsten Sonntag (8. März) Nachmittags 3 Uhr findet im kleinen Saale des Herrn Niesegl, Bergstr. 129 eine Versammlung der Tischler statt, in welcher Herr Gustav Koedel aus Berlin über die bevorstehende Durchführung der Minimallohnliste referieren wird.

Versammlungsverbot. Die zu gestern, Donnerstag, in Grätweil's Bierhallen aberaumte Versammlung des Arbeiter-Bezirksvereins der Friedrichstadt, in welcher der Reichstags-abgeordnete Herr Paul Singer einen Vortrag halten wollte, wurde auf Grund des § 9 des Sozialistengesetzes verboten.

### Kleine Mittheilungen.

Ein Lokomotivführer in Esfurt hatte vor ungefähr drei Jahren das Unglück, daß seine Maschine auf Station Apolda in Folge falscher Weichenstellung mit einem anderen Zuge zusammenstieß und er sich dabei eine Gehirnerschütterung zuzog.

Der Unglückliche wurde geisteschwach und mußte einer Irrenanstalt überwiesen werden. Seiner Familie, der Frau und 8 Kindern, gewährte die Bahnverwaltung eine Pension von 36 M. monatlich. Daß unter diesen Umständen die Familie in die tiefste Noth gerieth, ist klar. Mittlerweile gelang es, den Geisteschwachen so weit zu heilen, daß er den Seinen wieder zurückgegeben werden konnte, wenngleich mit dem traurigen Bewußnis, daß er für die ganze Dauer seines Lebens als vollständig erwerbsunfähig anzusehen sei. Angesichts dieses entsetzlichen Zustandes und der Nothlage seiner Familie wurde der Mann auf Sicherstellung seiner Zukunft gegen die Bahnverwaltung klugbar. In diesen Tagen hat das Gericht seine Entscheidung gefällt und zwar, wie mit Genugthuung zu konstatieren ist, zu Gunsten des Unglücklichen. Das Urtheil lautet nämlich dahin, daß dem Manne eine einmalige Entschädigung von 14 000 M. und eine jährliche Pension von 1500 Mark zu zahlen sei.

Schönebeck, 3. März. Beim Zuge 58 (6 Uhr 51 Minuten von hier nach Magdeburg) ist der Schaffner Casar aus Köpen zwischen Bude 5 und 4 beim Kopieren heruntergefallen und am Kopfe stark verwundet worden. Der Bedauernswerthe wurde ins Magdeburger Krankenhaus geschafft. Er hat eine Frau mit 7 Kindern.

### Briefkasten der Redaktion.

A. B. Die Omnibusfahrer haben unseres Wissens keine spezielle Krankenkasse; die Droßkalfenfahrer haben aber vor Kurzem eine freie Hilfskasse gegründet, in welcher jedenfalls auch Omnibusfahrer aufgenommen werden. Außerdem nimmt auch die freie, zentralisirte Hilfskasse der Tischler und Berufsge nossen Personen aus allen Branchen auf.

W. H. Horn. Das ist eine Frage, die wir nicht so ohne Weiteres beantworten können. Das Statut der alten Kasse muß doch eine bestimmte Frist zum Austritt vorschreiben; haben Sie sich denn nicht abgemeldet? Unter Umständen kann Ihnen wohl der Meister das Krankengeld einbehalten, ob aber in diesem Falle, das läßt sich so nicht beurtheilen.

Gottfried. . . Wilmersdorf. Wenn Sie und Ihre Kollegen nicht schon vor dem 1. Dezember v. J. Mitglieder einer freien Hilfskasse waren, so müssen Sie vor der Hand in der Ortskasse bleiben. Auscheiden können Sie in Folge der Arbeitslosigkeit, Sie müssen dann aber Ihren Austritt erklären und wenn Sie wieder in Arbeit treten, nachweisen, daß Sie Mitglied einer freien Hilfskasse sind. Außerdem können Sie austreten am Schluß des Rechnungsjahres, wenn Sie drei Monate vorher kündigen und beim Auscheiden nachweisen, daß Sie Mitglied einer gesetzlich zugelassenen Kasse sind.

G. A. Waldemar 16. Der Brief bleibt 6 Monate liegen. Nachher geht derselbe an den Absender zurück.

G. S. Pallfadenstr. Wir danken Ihnen sehr für die freundliche Einwendung, dieselbe ist jedoch nunmehr veraltet. Der zweite Bericht hat für uns kein Interesse.

G. B. Ludauerstraße. Wir bitten um Ihren Besuch. G. E. Gartenstr. 67. Wenden Sie sich an das Landwehrbezirks-Kommando unter Beifügung ihrer Militärpapiere.

### Theater.

- Königliches Opernhaus.**  
Heute: Sardanapal.
- Königliches Schauspielhaus.**  
Heute: Christoph Marlow.
- Deutsches Theater.**  
Heute: Die Hagestolzen. Jugendliebe.
- Bellealliance-Theater.**  
Heute: Ein gemachter Mann.
- Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.**  
Heute: Gasparone.
- Central-Theater:**  
Alte Jakobstraße 20. Direktor: Ad. Ernst.  
Heute: Der Walzerkönig.
- Residenz-Theater:**  
Direktion Anton Anno.  
Heute: Zum 16. Male: Der Vergnügungszug. Hierauf: Die Schulleiterin.
- Walhalla-Operetten-Theater:**  
Heute: Der Feldprediger.
- Louisenstädtisches Theater:**  
Heute: Durch eigene Kraft.
- Ostend-Theater:**  
Heute: Im Schillingshof.
- Ballner-Theater.**  
Heute: Die Sorgenlos.
- Victoria-Theater.**  
Heute: Die Tochter des Leufels.
- Alhambra-Theater.**  
Heute: Der Blechhändler von Oberösterreich.

Am Montag Nachmittag wurde uns unser geschätzter Kollege, der eifrige Förderer der geistigen und materiellen Interessen seines Standes

### Cisleur Paul Eilert

im Alter von 24 Jahren durch den Tod entrissen. Sein Andenken hält hoch in Ehren die „Freie Vereinigung der Graveure, Ciseleure und Berufsge nossen.“ Die Beerdigung findet vom Krankenhaus Friedrichshain heute (Freitag) statt. Anschluß der Kollegen um 3 1/4 Uhr am Kottbuser Thor.

### Arbeitsmarkt.

- Berflberer und Farbigmacher verlangen  
465 Krüger und Günther, Andreasstraße 10.
- Lehrmannsells auf Damenmäntel verlangt Viniensstr. 133.
- Arbeits-Nachweis f. Tischler Invalidenstr. 131. J. Pahl.

Den geehrten Interessenten dieses Blattes, besonders den Mitgliedern des Arbeiter-Bezirksvereins der Rosenthaler Vorstadt empfehle meine

### Filzschuh- und Pantoffel-Fabrikate

en gros. en détail. — Solide Preise. — Streng reell.  
A. Salewsky, Swinemünderstraße 146, part.

Rein seit 1877 bestehendes, als reell bekanntes  
**Uhrengeschäft**  
verbunden mit  
**Reparaturwerkstatt**  
befindet sich  
**157 Invalidenstrasse 157**  
zwischen Brunnen- und Ackerstraße, und empfehle dasselbe allen Lesern dieses Blattes.  
**Max Busse, Uhrmacher.** 469

## Geschäftseröffnung!

Die von Mitgliedern des Fachvereins der Schneider gegründete Produktiv- u. Rohstoffgenossenschaft der Schneider zu Berlin (Eingetragene Genossenschaft)

hat ihr Geschäftslokal **30 Bismarckstraße 30** eröffnet.

Lager fertiger Herren-Garderobe. Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe, ebenfalls von Futter, Knöpfen und Borten, worauf wir unsere Kollegen noch besonders aufmerksam machen. Herren-Garderobe jeder Art werden nach Maß angefertigt. Reelle Arbeit. Dauerhafte Stoffe. Feste Preise. Bitte a e n a u auf Straße und Nummer zu achten. Der Vorstand und Verwaltungsrath.

### Fachver. f. Schlosser u. Berufsg.

Sonnabend, den 7. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in Grätweil's Bierhallen, Kommandantenstr. 77/79  
**Versammlung.**

Tagesordnung: 1. Bericht des Comité's vom Stiftungsfest. 2. Aufnahme neuer Mitglieder. 3. Verschiedenes und Fragelasten. 468 Der Vorstand.

### Mitglieder-Versammlung

der Central-Kranken- und Sterbekasse

der Tischler und anderer gewerblicher Arbeiter

Berlin F. (Schönhauserthor)  
Sonntag, den 8. März, Vormittags 10 1/2 Uhr, im Salon von Kurmann, Bergstraße 68.  
Tagesordnung: Fortsetzung der Statutenberatung und Wahl des Delegierten. — Das Aufgabebuch legitimiert. 470 Der Ortsvorstand.

### Selbstunterricht

in der einfachen und doppelten kaufmännischen Buchführung und Darstellung eines neuen abgekürzten Systems doppelten Buchmethode von

**C. Schmidt, Lehrer d. Handelswissenschaft**  
Preis Mk. 1.50.

Zu beziehen durch die Expedition des „Berliner Volksblatt“ Zimmerstraße 44.

Die Nr. 14 der humoristischen Blätter  
**„Der wahre Jacob“**  
ist erschienen und in der Exped. d. „Berl. Volksbl.“ zu haben

### General-Versammlung

der Mitglieder des Fachvereins der Metallarbeiter in Gas-, Wasser- und Dampf-Armaturen findet Sonnabend, den 7. März 1885, in den Grätweil'schen Bierhallen, Kommandantenstraße 77/79, Abends 8 1/2 Uhr, statt.  
Tagesordnung: 1. Die Centralisation der Metallarbeiter Deutschlands und unsere Stellung dem gegenüber. Referent Herr D. Krohm. 2. Diskussion. 3. Wichtige Vereins-Angelegenheiten. 4. Verschiedenes und Fragelasten. — Der Wichtigkeit der Tagesordnung wegen ersucht um das Erscheinen sämtlicher Mitglieder. Der Vorstand.

### Die Sozialdemokratie

vor dem deutschen Reichstage.

Berathung der Denkschrift, betreffend die Erneuerung der Verhängung des Kleinen Belagerungszustandes über Berlin und Hamburg-Altona, am Sonnabend, den 31. Januar 1885. Nach dem amtlichen Stenogramm.

Preis 20 Pf.  
Zu beziehen durch die Expedition Zimmerstr. 44.

### Drucksachen

aller Art, namentlich

Circulare, Rechnungs- und Quittungsformulare, Adresskarten, Prospekte, Preis-Courante, Brochüren, Statuten und Quittungsbücher, Marken, sämtliche Formulare für Krankenkassen etc.

werden prompt und preiswerth angefertigt.

Buchdruckerei

**MAX BADING**  
Beuthstrasse 2.